

DAS PLÄTSCHERN DES BODDENS

EINE REISEGESCHICHTE



© Martin von Lindern, 2002

PROLOG

Ein Sommernachmittag in Hamburg 1997

Die Sonne glühte durch die Scheiben des Bürogebäudes. Die junge Frau hinter dem Schreibtisch hatte abwechselnd mit Telefon, Handy und ihrem Diktiergerät zu tun. Sie war Chefsekretärin in einer Hamburger Werbeagentur; gern kam sie sich jedoch selbst als Chefin vor.

„Jaja, wie besprochen; um sieben bei Mario. -Ja? –Nein, wieso? Ach, nun lass doch .. –was? Natürlich nicht! Wieso sollte ich meine Tochter mitbringen? Bei Mario – jaja – wie besprochen.“

Sie knallte den Hörer auf und griff nach der Zigarettenschachtel, die halbleer auf dem Schreibtisch lag. Dabei fiel ihr auf, dass die Glasplatte an der vorderen rechten Ecke etwas abgesplittert war.

„Mist!“, keifte sie, stand auf, nahm einen tiefen Zug der französischen Zigarette, setzte sich wieder und stützte ihren Kopf, während sie den Rauch ausblies, in die zur Faust geballten Hand.

Beate Schilling mochte es weder, dass jemand über sie, noch über ihre Familie sprach. Sie war der Meinung, dass ihr Leben niemanden etwas anging. Eigentlich hatte sie sich selbst am meisten geärgert, als sie mit 21 schon Mutter wurde, aber »so alte Eltern« wie sie selbst hatte, wollte sie ihrer inzwischen zweijährigen Tochter auch nicht zumuten. Als sie selbst zwei Jahre alt war, wurde ihr Vater bald vierzig.

Andreas Schilling kannte sie schon in der Lehrzeit. Nun war er Geschäftsführer in einem Hamburger Autohaus. Teure, zum Teil antike Automobile meist englischer Herkunft waren sein Metier. Und damit kannte er sich auch sehr gut aus, wenngleich der Absatz solcher Raritäten doch oft sehr schwankend war. Traditionell zu Weihnachten fanden sich ein paar Millionäre, oder solche, die sich dafür hielten, um ihrer Angebeteten das gewünschte Sportcoupé mit der entsprechenden Schleife um die Karosserie herum zu schenken. Genauso gab es aber auch Monate, wo er kein einziges Auto hatte verkaufen können. Da kam das Geld von Beate schon recht; schließlich wollte die Wohnung in Hamburg auch abbezahlt werden. Und Eimsbüttel ist kein preiswertes Pflaster, das hat wohl ihr Großvater schon gemerkt, der im gleichen Haus einmal einen Laden gehabt hatte.

An diesem Tag kam der Brief aus Stettin. Beate Schilling war zwar oft gereizt, aber mindestens genauso oft neugierig, gerade bei Post aus dem Ausland, insbesondere aus dem Ostblock. Meist waren ihr die Werbewünsche der Industrieunternehmen aus dem Osteuropas doch gar zu fremd. Im Grunde genommen hatte sie jeden Tag am meisten damit zu tun, es keinem Kunden anmerken zu lassen, dass dieser von Werbung und Marketing eigentlich nichts verstand.

Dieser eine Brief war jedoch nicht an die Agentur, sondern an sie selbst gerichtet. Beate Schilling erschrak, als sie die ersten Zeilen las. Ganz ruhig setzte sie sich hinter ihren Schreibtisch, steckte sich erneut eine Zigarette an, und las.

Der Brief umfasste vielleicht eine halbe A4-Seite, handschriftlich beschrieben.

Anschließend nahm sie ihr Handy:

„Frank?“

- „Ja, Schatz? Was ist?“

- „Nenn mich nicht immer Schatz!“

- „Ja, gut – entschuldige. Was gibt’s denn? Wir sind hier gerade mit der Kulisse beschäftigt.“

- „Ich komm nicht, heut Abend.“

- „Zu Mario? Warum nicht? Wir hatten doch gerade vor 15 Minuten ...“

- „Jaja ich weiß. Ich kann nicht. Ich muss weg.“

- „Wie – weg? Wann kommst du wieder?“

- „Ich weiß nicht. Kann dauern.“

- „Kann dauern? Wir haben am Wochenende Eröffnung ! Da kannst du nicht einfach abhauen!“

- „Ich muss aber.“

- „Warum? wohin denn?“

- „Nach Polen, nach Stettin.“

- „Bist du irre?! Was willst du denn da?!“

Beate Schilling drückte auf den roten Knopf des Handys.

Dann begann sie zu weinen.

KAPITEL 1

Freitag, 23. Juli 1993

„Ich freue mich schon riesig auf Rügen, das Meer, den Strand und ..“ Irene Faßreiter nahm ihren Mann einmal wieder innig in die Arme und strahlte ihn an, als würde sie gerade stolz von dem positiven Schwangerschaftstest berichten. „Drei Wochen ganz allein für uns! Dann können wir unseren 20. Hochzeitstag nachfeiern!“

Beim letzten Wort wurden ihre Augen feucht; zugleich wurde sie etwas verlegen, als sei sie selbst überrascht, mit welcher seelischer Regung sie diese mehr oder minder spontane Freude zeigte.

Drei Wochen Urlaub! Sie war außer sich vor Freude, als ihr Herbert erzählte, dass der *kleine Pilzkopf* den Urlaubsschein unterschrieben hat. Herr Degenwein, der neue Geschäftsführer des Hamburger Kaufhauses, in dem Irenes Mann als Abteilungsleiter arbeitete, war vielleicht gerade 1,60 Meter groß. Seine Frisur erinnerte ein wenig an den „Topfschnitt“ früherer Zeiten. Schnell wurde er zum Gespött der Mitarbeiter und handelte sich seinen Spitznamen ein.

Am Kaufhaus im Hamburger Stadtteil Eppendorf fehlte es seit der letzten Änderung der Verkehrsführung an Laufkundschaft, aber auch an Parkplätzen. Die Konzernleitung hatte den damaligen Geschäftsführer wegen sinkender Umsatzzahlen entlassen. Nun litt Herbert Faßreiter unter der abweisenden Art seines unzugänglichen Vorgesetzten. Degenwein war schlicht gestrikt. Gelernter Industriekaufmann mit anschließendem BWL-Studium. Ein Zahlendenker. Einer, der sicher kaufmännische Seminare hätte leiten können, aber bei den Mitarbeitern wegen seiner nüchternen Einstellung, gepaart mit einer guten Portion Arroganz und dem etwas aparten Äußeren, nicht zu motivieren wusste.

Herbert Faßreiter, Abteilungsleiter der Lebensmittelabteilung in dem Hamburger Kaufhaus war nach dem Mittag nach Haus gekommen, um seinen Sommerurlaub anzutreten. Während er im Garten der Doppelhaushälfte in Hamburg – Langenhorn das Unkraut zupfte, kam Beate Faßreiter vom Sport nach Haus.

Die Tochter des Hauses verbrachte ihre freie Zeit gern damit, sich für das andere Geschlecht möglichst attraktiv zu gestalten. Dabei kam es schon hin und wieder zum Generationskonflikt. Irene, gerade mit dem Bügeln fertig, wollte so gern, dass Beate nicht ins Ausland reist.

„Könnt ihr nicht einmal zufrieden sein, mit dem, was ich tue? Bleib‘ ich zuhause, bin ich dir zu langweilig. Und jetzt, wo ich mit Kerstin nach Ibiza will, passt es dir auch wieder nicht! Mama, ich bin *neunzehn*, und kein kleines Kind mehr.“

Beate war wieder einmal sehr aufgebracht. Sie mochte es nicht, wenn sich ihre Mutter Sorgen um sie macht. Und jetzt, wo mit Andreas alles aus war, wollte sie mit ihrer Freundin Kerstin „mal so richtig einen drauf machen“, wie sie es nannte.

Beate legte ihren Kopf auf die Seite, zog die Augenbrauen hoch und sagte trotzig: „Ich werde schon wiederkommen!“

„Entschuldige, mein Kind. Es war ja nicht so gemeint. Du weißt, ich habe im Moment auch viel um die Ohren. Und Vater muss immer diesen Degenwein ertragen, und - ach, wir haben ja auch kaum noch Zeit füreinander. Und ich bin vielleicht ...“

„Jaja, urlaubsreif, ich weiß. Vergiss es. Ist ja schon gut. Außerdem muss ich los, es ist schon halb sechs.“

Sie raffte ihre dunklen Haare nach hinten, umwickelte sie in Windeseile mit einem Haarband, warf nicht minder schwungvoll den Blouson um die Schultern, um dann mit einem lauten „Ciao!“ die Tür hinter sich zufallen zu lassen.

Im Hotel Schneider, in dem Beate zur Restaurantfachfrau ausgebildet wurde, begann um 18:00 Uhr die Abendschicht. Und nicht nur Kerstin, Freundin und Kollegin zugleich, mochte nicht, wenn Beate zu spät kam. Herr Druhnwal, der Chef de Rang, hatte sie einmal den ganzen Abend das Silber polieren lassen, als sie sich um 20 Minuten verspätet hatte. Beate behauptete zwar nach wie vor, es wären bloß 8 Minuten gewesen, weil der Bus Verspätung hatte. Genützt hatte es ihr aber nichts. Und überhaupt: früher hatte Andreas sie mit dem Wagen oft zur Arbeit gefahren und sie um Mitternacht wieder abgeholt; diese kleinen Annehmlichkeiten fehlten ihr.

An diesem Freitagabend im Juli 1993 begann sich Irene FaBreiter auf den bevorstehenden Urlaub zu freuen. Sie hatte ihn wirklich nötig; nicht nur wegen der Querelen zwischen ihrem Mann und dem kleinen Pilzkopf.

„Was meinst du ...“ Irene kokettierte: „gehen wir ins Hotel, oder nehmen wir lieber eine Ferienwohnung?“ Sie ließ sich genussvoll in den Sessel fallen, der noch aus den frühen Jahren ihrer Ehe stammte. Eigentlich war er schon völlig durchgesessen, aber es war immer Irenes Lieblingssessel gewesen. Für Irene war die Frage eigentlich schon geklärt. Sie mochte keine Hotels. *Wohnklo auf Etage* bezeichnete sie die inzwischen doch schon oft komfortablen Unterkünfte.

Irenes zog die rechte Augenbraue hoch – das tat sie immer, wenn sie etwas fragen wollte, wobei die Antwort eigentlich (zumindest für sie) schon feststand. Herbert mochte diesen Blick und setzte sich ebenfalls:

„Nun lass uns erst einmal losfahren – dann sehen wir weiter. Ich denke, auf Rügen wird's gar nicht so viele Hotels geben.“

„Vielleicht hast du Recht.“, meinte sie. „Macht auch nix – ich hab schon etwas reserviert. Ein kleines Haus in Sassnitz. Ist zwar ...“

„Du hast was?“ Herbert stand auf und ging auf sie zu. „Schon reserviert? Warum hast du nicht mit mir darüber gesprochen?“

„Ach, letzte Woche hab' ich mit Mutter telefoniert.“ Sie beugte sich etwas vor und streckte ihre Hand aus: „Hier, deine Kopfschmerztabletten. Oder soll ich sie einpacken?“ Herbert fühlte sich übergangen. Seine Schwiegereltern aus ehemals Ostberlin waren für ihn nicht immer einfach.

„Nun reg' dich nicht auf. Es sollte ja eigentlich auch eine Überraschung werden.“

„Na“, sagte Herbert in dem Ton, den Irene so gern als *blubbern* bezeichnete: „Die ist dir auch geglückt!“ Er drehte sich herum, griff nach der Mineralwasserflasche, die auf dem Tisch stand, drückte zwei seiner Tabletten aus der Folie und spülte sie mit einem kräftigen Schluck herunter.

Als er sich wieder setzte, fuhr sie fort:

„Du weißt doch, dass ich in Berlin diese Tante habe. Tante Hiltrud. Na, und der gehört das kleine Haus in Sassnitz. Es hat sogar einen kleinen Garten.“

„Garten, Garten ..“ Herbert war aufgebracht:

„Einen Garten hab ich auch hier in Hamburg. Ich dachte, wir wollen zu den Kreidefelsen, da in diese Pension, die du kennst?“

„Das ist doch gar nicht weit von dort“, erklärte ihm seine Frau. „Du wirst sehen, wenn wir erst einmal da sind ... außerdem brauchen wir nichts zu bezahlen!“

„Und dann haben wir dafür immer dein liebes Tantchen im Schlepptau. Na ganz toll!“

Herbert ging grimmig in die Küche und holte sich mit einer grummeligen Bemerkung, die er wohl kaum selbst hatte verstehen können, ein Bier aus dem Kühlschrank.

„Wie ..“, fuhr er fort, ehe er von seiner Frau, die Haare frisch zurecht gezupft, unterbrochen wurde:

„Wir treffen uns im Hotel. In den *Ostseeterrassen*. Hiltrud ist mit ihrer Freundin auf dem Weg nach Hiddensee. Sie gibt uns nur die Schlüssel. Dann sehen wir sie nicht mehr. Per Post schicken wir die Schlüssel nach Berlin zurück.“

„Ein bisschen Geld zu sparen ist natürlich nicht schlecht.“ Herbert hatte sich ein wenig beruhigt: „Vielleicht ist es ja ganz nett.“

Den Sonnabendvormittag verbrachte Herbert Faßreiter im Sommer meist mit Rasenmähen, Autoreinigen und Zeitungslesen. Und der Rasen hatte es gerade im sonnigen Vorgarten besonders nötig; letztes Wochenende musste Herbert mit seiner Frau doch nach Köpenick zu den Schwiegereltern. Er hatte nichts gegen Familie Wessels, auch die Spaziergänge am großen Müggelsee waren immer schön.

„Ich kann dieses ewige DDR-Geplappere nicht mehr hören. Sollen sie doch froh sein, dass nun endlich alles vorbei ist, anstatt sich nach Jahren noch darüber aufzuregen, dass man im Thüringer Wald nicht Schlittschuhlaufen konnte – nur, weil aus irgendeinem dämlichen Kohlekraftwerk 56° C heißes Wasser eingeführt wurde. Und ..“

„Im Spreewald, Herbi. Nicht im Thüringer Wald.“

„Du sollst mich nicht so nennen! Aber ist ja gut, ich hör ja schon auf. Mir ist das sowieso alles zu politisch. Du weißt, dass ich davon nichts verstehe!“

Mit lautem Gebrumme ließ Herbert den Motormäher an, so laut, dass *Katze* auf dem Apfelbaum Zuflucht suchte. *Katze* war eigentlich ein Kater. Einer von den Grauetigerten, die alljährlich im Tierheim abgegeben und nicht immer wieder vermittelt werden. Beates Geburtstagsgeschenk im letzten Jahr bekam nie einen richtigen Namen – so hieß der Kater eben *Katze*.

Äußerlich erinnerte der 55-jährige Herbert immer etwas an einen kleinen Beamten. Seine Anzüge saßen nur so einigermaßen, weil er für die Standardgrößen eigentlich viel zu dünn war. Er hatte aber auch nie richtig gelernt, sich ordentlich zu kleiden; die Mutter starb bei seiner Geburt. So war dann sein Vater Gustav Alleinerzieher und gleichzeitig Lehrmeister im eigenen Betrieb. Und dort wurden zumeist Kittel getragen.

1970 hatte es eine bestimmte Sorte spanischen Rotweins den Bundesbürgen angetan. Und Herbert witterte das Geschäft mit den Urlaubsheimkehrern, die einen Schluck Erinnerung an die sonnigen Tage in Andalusien suchten. Aber das väterliche Lebensmittelgeschäft an der Osterstraße wurde immer patriarchalisch geführt: „Spanischer Wein hat in **deutschen** Feinkostgeschäften nichts zu suchen!“ Herberts Vater machte nie einen Hehl aus seiner NS-Vergangenheit. Im Grunde genommen hatte er eigentlich bis zu seinem Tod 1975 nicht richtig begriffen, dass das braune Terrorregime in Deutschland längst sein Ende genommen hatte. Immer wieder redete er vom Führer und seinen *Kameraden* aus der SS. Irgendwann hatte Herbert aufgehört, zu zuhören. Er machte sich nie viel aus Politik, und das Nazi-Gebrabbel seines Vaters ging ihm vollends auf die Nerven.

Von Feinkost war in dem Eimsbüttler Geschäft ohnehin nicht viel zu merken. Eigentlich bestand die Kundschaft hauptsächlich aus verwitweten, nicht mehr ganz jungen Damen, die begeistert von dem *Schneid* des 63-jährigen Gustav waren, und mit Butter, Aufschnitt, Milch, Brot und ein paar Konserven ihre komplette Ernährung zu gestalten wussten. Genützt hatte es trotzdem nichts; als 1973 Gustav Faßreiter dem frisch Vermählten Filius endlich die Zügel des Geschäftes in die Hand geben wollte, wurde das Haus an der Osterstraße verkauft. Die alten Mietverträge waren ausgelaufen, und die neuen Eigentümer forderten einen horrenden Pachtzins. Nun werden in den Räumen Seifenartikel eines Discounters feilgeboten.

„Heute bist du mit dem Rasen aber schnell fertig.“ Irene trug eines dieser geblühten Kleider, die Herbert nicht mochte. Die 53-jährige mit den manchmal etwas zottelig wirkenden Haaren war nicht mehr ganz schlank, und das grobe Blumenmuster auf dem eigentlich zu engen Kleid erinnerte Herbert immer an eine der Putzfrauen, die im Kaufhaus nach Ladenschluss ihre Arbeit begannen.

Aber Irene trug diese Kleider immer nur zu Hause, und die Tatsache, dass sie eine Flasche Bier für Herbert in der Hand hielt, entschuldigte sowieso fast alles.

Sie ließen sich auf der Gartenbank nieder, und *Katze* kam vom Baum herunter, um es sich bei Irene auf dem Schoß bequem zu machen.

„Beate ist ganz aufgedreht. Was meinst du – wie wird es ihr am Mittelmeer gefallen? Mittelmeer ...“ Irene kam ins Schwärmen: „weißt du, dass ich neulich geträumt habe? Wir wären in Afrika! Und plötzlich kam am Strand eine Lokomotive entlanggefahren und wollte uns mitnehmen. Aber wir wussten nicht wohin, und dann weiß ich nicht mehr weiter.“

„Ach Reni.“

Irene schlang ihre Arme um Herberts Hüften, so heftig, dass *Katze* wieder einmal Reißaus nehmen, und sich für den Rest des Nachmittags ein ruhigeres Plätzchen vor einer der Kellerluken suchen musste.

„Ich weiß gar nicht, wann du mich das letzte Mal so genannt hast! Ich glaube ...“

„Im Mai vor zwei Jahren am Müggelsee, es war sehr warm, und wir gingen barfuss auf der Promenade, als du jemanden getroffen hattest, den ich nicht kannte. Du warst verärgert hinterher.“

„Stimmt. Du sagtest: »Lass doch nur die Leute, ich lieb Reni – jetzt und heute!« Ach, wie schön das war ...“

„Jedenfalls glaube ich, dass Beate und Kerstin ihren Spaß haben werden. Am Mittelmeer. Wieso waren wir eigentlich noch nie am Mittelmeer?“

In diesem Moment nahm ihnen eine dieser schweren Transportmaschinen russischer Bauart jegliche Chance zur Konversation; sie startete auf der Startbahn des Flughafens, die dem *Borner Stieg* in Hamburg-Langenhorn am nächsten lag.

Fluglärm hat etwas zu tun mit Windrichtung und Windgeschwindigkeit, Art der Maschinen und des jeweiligen Winkels. Abflug und Anflug, Winkel und Schneisen, Propeller oder Düse; Faßreiters wussten immer ganz genau, was der Himmel an Lärmquellen zu bieten hatte.

Sonnabend, 24.7. 1993, 23:44 Uhr

Als Beate nachts von der Arbeit kam, schliefen ihre Eltern bereits. Sie war wieder einmal ein paar Minuten zu spät gekommen, aber Druhnwal hatte nichts gemerkt, und Kerstin hatte nur noch Ibiza im Kopf. Außerdem war es ihr letzter Arbeitstag vor dem Urlaub; da war der 19-jährigen ohnehin alles egal.

An diesem Abend saß Jan-Peter Druhnwal die meiste Zeit vor dem Fernseher. Im Restaurant waren nur ein paar Gäste, Frühstück war schon eingedeckt und Günter, der Dauergast am Tresen, der immer nur von früher erzählte, konnte sein sechstes Bier dann auch einmal ohne Druhnwals Anwesenheit trinken.

Es gab eigentlich nichts Besonderes im Fernsehen, aber der große schwarzhäufige Druhnwal, den alle Gäste immer nur *Herr Ober* nannten, saß völlig fasziniert vor der Mattscheibe. Die Familie des 36-jährigen stammte aus Ostpreußen; vielleicht interessierte er sich deswegen so für diesen Chemieunfall in Russland. Obwohl seine Eltern schon über zehn Jahre in Hamburg lebten, als er geboren wurde, wäre es ja möglich gewesen, dass Jan-Peter Druhnwal, der nun seit zwei Jahren im *Hotel Schneider* als Chef de Rang arbeitete, noch Verwandte in Russland hatte.

Das *Hotel Schneider* lag im Hamburger Stadtteil Wellingsbüttel; auf Grund der Nähe zum weltgrößten Parkfriedhof hatte der gelernte Restaurantfachmann mit dem markanten Gesicht auch sehr viel mit Beerdigungen zu tun. Druhnwal unterstand hauptsächlich das Bankettgeschäft. Mit 24 Zimmern war das Hotel zwar gerade groß genug, um einen Bus beherbergen zu können; ein zweiter Chef de Rang für das weitere Geschäft wurde jedoch nicht gebraucht; daher wurde Druhnwal, der den Namen seiner Frau angenommen haben soll, aber nie über private Dinge sprach, allgemein *Oberkellner* genannt.

„Beaaaaate! Teeelefooon!“ Mit weit aufgerissenen Augen stürmte Irene Faßreiter das Zimmer ihrer Tochter, ein schnurloses Telefon in der Hand. Beate war nach der Spätschicht noch mit ihrer Freundin unterwegs. Und 08:20 Uhr war da natürlich gar nicht ihre Zeit:

„Oh-nee. Wer ist **das** denn jetzt?“ fragte sie mit sichtlich zerkratschtem Gesicht.

„Deine Freundin Kerstin. Nun nimm schon.“ Irene drückte ihrer Tochter das Telefon in die Hand, als wollte sie einen glitschigen Knochen an einen Hund verfüttern. „Und die Luft hier wieder ..“

Beates Mutter hasste es, wenn ihre Tochter spätabends ihre Sachen einfach auf die Couch warf, anstatt sie draußen auf dem Balkon zum Lüften aufzuhängen. Sie schlängelte sich so gut sie konnte mit den Sachen auf dem Arm um den kleinen Nierentisch aus den 50er Jahren, der eigentlich überhaupt nicht zur modernen Ledercouch passte, riss die Balkontür auf und atmete demonstrativ ganz tief durch. Mit einem laut seufzenden:

„Ach Kind!“ machte sie ihren Unmut über die Tatsache deutlich, dass ihr es nicht gelungen war, den Nachwuchs von den Zigaretten fernzuhalten.

Beate indes bekam von diesem kleinen Theaterstück ihrer Mutter nichts mit.

Flughafen, Ankunft, Währungsumtausch, Sprache, Strand, Männer und Diskos ... Wenn Kerstin erst einmal so richtig in Fahrt war, blieb manchmal nur eine strenge Stimme, um sie zu bremsen.

Das war aber auch schon fast das Einzige, was Kerstins Freundin nicht an ihr bewunderte. Kerstin war fast 1,80 Meter groß, schlank, blond – die Jungs, oder vielleicht eher die Männer liefen ihr hinterher. Und nach der Pleite mit Andreas war Beate natürlich neidisch auf ihre beste Freundin, wenn diese wieder einmal einen neuen Freund hatte. Kerstin hatte öfter neue Freunde. Ihr Vater war Mitinhaber einer großen Werbeagentur; die Meyers bewohnten eine 240 m² Wohnung in einer dieser schmucken Villen in Hamburg – Eppendorf. Und darauf war Beate auch neidisch. Und so unterschiedlich die beiden waren, so eng befreundet waren sie doch. „Wir ergänzen uns eben,“ gaben sie oft unisono zum Besten, falls wieder einmal jemand fragend indiskret zu werden versuchte. Wenn es um ihre Freundschaft ging, musste alles andere warten. Auch die vielen Freunde von Kerstin. Und das wiederum machte Beate ganz stolz.

„Ich hab schon wieder vergessen, wie diese Anlage da auf Ibiza heißt, wo Beate mit Kerstin hinfliegt. Wollen wir nicht doch einmal einen Fremdsprachenkurs belegen?“ Herbert Faßreiter konnte nur ein bisschen Schulenglisch: „Es muss ja nicht spanisch sein. Aber vielleicht ..“

„Och Herbert, du weißt doch. Wozu denn? Wir fahren doch sowieso nicht mehr dahin. Da ist es viel zu heiß. Und Durchfall kriegt man da auch.“

Irenes Vorstellungen vom südeuropäischen Ausland waren recht schlicht. Und Fremdsprachen zu lernen, lehnte sie kategorisch ab. Vielleicht hatte ihre Schulbildung in den frühen Jahren der DDR auch dazu beigetragen, dass sie sich wenig für Spanien oder Italien interessierte.

Ihre Eltern, Lisa und Paul Wessels waren Sozialdemokraten, Regimekritiker im dritten Reich. Und so waren sie nach 1945, auf bessere Zeiten hoffend, in Köpenick geblieben. Irene hatte es nicht gestört; Karl war ja in ihrer Nähe. Später hatte sie sich dann auf ein Verhältnis mit ihrem Cousin eingelassen.

Karl war schon recht früh in der SED engagiert; Irene hatte ihm in den zärtlichsten Stunden immer ein paar nicht so ganz offizielle Nachrichten entlocken können. Der überzeugte Kommunist hätte sie in jedem Fall von der Flucht in den Westen abgehalten. Auf welche Weise auch immer. Er soll sich später erhängt haben; die genauen Umstände wurden nie bekannt.

1958 war sie dann am Bahnhof Alexanderplatz mit ein paar Habseligkeiten, verpackt in zwei Nylontaschen, die damals modern wurden, betont lässig an den Vopos vorbeigegangen. Sie faselte irgendetwas von Einkaufen und ihrer Mutter; vielleicht war es aber ja auch der auffallend kurze Rock im September, der die Uniformierten ablenkte. Die beiden Taschen, die sie später nur noch Glückstaschen nannte, hatte sie jedoch nie weggeworfen.

Und eine davon hatte ihr dann wohl noch einmal Glück gebracht: im Frühjahr 1971 arbeitete Irene in einem Hamburger Presseverlagshaus. Es war kurz nach dem Rücktritt Walter Ulbrichts; sie und ihre Kolleginnen hatten alle Hände voll zu tun, aber an diesem Mittwochnachmittag hatte sie nicht nur frei, sondern auch einen fast zügellosen Heißhunger auf Schokoladenpudding. Das kam bei ihr mit schöner Regelmäßigkeit etwa alle vier Wochen vor. Als sie gegen 16:00 Uhr das Faßreiter'sche Geschäft an der Osterstraße betrat, um Milch zu kaufen, wurde angesichts der Tatsache, dass Herbert beim Umziehen im Hinterzimmer vergaß, die Tür zu schließen, der Schokoladenpudding nahezu belanglos.

„Und im Übrigen ist es mir auch egal, wie das da heißt.“ Irene war ein wenig gereizt. Während sie die Wäsche aufzuhängen versuchte, meinte *Katze*, lieber mit selbiger spielen zu wollen. „Ich bin nur froh,“ fuhr sie fort: „dass der Klaus Meyer darauf besteht, dass die beiden sich nicht vor Ort irgendetwas suchen, sondern so eine von diesen Klubanlagen buchen.“

„Wer ist Klaus Meyer?“, fragte Herbert mit sichtlich erstauntem Blick. Mit der dunklen Hornbrille etwas schief auf der Nase und dem alten Spaten in der linken Hand sah er schon etwas lustig aus.

„Och Herbi .. jaja, ich soll dich nicht so nennen. Klaus Meyer ist der Vater von Kerstin Meyer, Beas bester Freundin! Noch Fragen? Ja, ach so: wie das da heißt, weiß ich auch nicht mehr. Irgendwas mit *Playa* oder so. Ich weiß nur, dass am Dienstag der Flieger geht.“

Sie zupfte an der Wäsche, drehte sich herum und brüllte: „Katze, jetzt ist Schluss !!“, worauf diese mit einem leisen, etwas beleidigtem „Miau“ aus der Wäschewanne sprang, jedoch nicht, ohne noch einige Katzenhaare in der frisch gewaschenen Wäsche zu hinterlassen.

„Soll ich dir einen Schokoladenpudding kochen?“, grinste Herbert sie an. Sie lachten, fielen einander in die Arme und waren in diesem Moment sehr glücklich.

Beate hatte sich mit ihrer gleichaltrigen Freundin in einer dieser zahllosen Pizzerien Eppendorfs getroffen.

„Wenn ich daran denke, was Mama für’n Wind macht – nur weil die beiden mal auf ne Ostseeinsel fahren.“ Beate steckte sich eine Zigarette an, nahm einen tiefen Zug und schüttelte mit dem gleichen Tempo den Kopf, mit dem sie auch den Löffel in ihrem Cappuccino umherrührte. Dabei huschten ihre dunklen, etwas mehr als schulterlangen Haare über ihr weißes Lieblings-sweatshirt. Beate, die von allen meist nur *Bea* genannt wurde, trug am liebsten Jeans, Sweatshirts oder T-Shirts.

„Bea?“

- „Hm?“

„Irene, also deine Mama,“ Kerstin und die Mutter ihrer besten Freundin duzten sich nach einem gemeinsamen Grillabend im vergangenen September. „Kommt doch,“ fuhr sie etwas verlegen fort: „vom, äh, also Berlin war ja damals in zwei Teilen geteilt und ...“

„Ja! aus der DDR!“ , keifte Beate sie an. „Na und?“

„Entschuldige, ich meine ja nur. Vielleicht ..“ sie nahm sich eine Zigarette aus Beates Schachtel, die mitten auf dem kleinen Marmortisch lag. „ich meine, vielleicht hat sie ja Kindheitserinnerungen an diese Gegend da, und freut sich deswegen so sehr darauf?“ Es schien ihr, als sei ein schwerer Brocken von ihrem Herzen gefallen, nahm sich Feuer und verschluckte sich am Rauch der Zigarette.

Die beiden lachten laut. Die eine aus Verlegenheit, die andere aus Überlegenheit: „Hör mal ..“, belehrte Beate ihre Freundin: „Mama ist als 18-jährige in Berlin in den Westen. Am Bahnhof Alexanderplatz. Da war die DDR gerade ein paar Jahre alt. Wie hätte sie denn ..“

„Ist ja schon gut. Entschuldige“, beschwichtigte Kerstin ihre Freundin. „ Es war ja nur so eine Idee.“ Sie stand auf und ging zur Toilette, um dieses Gespräch endgültig zu beenden. Kerstins Großvater war während der Nazizeit Gauleiter in einer Kleinstadt südlich von Hamburg gewesen; sie selbst war, im Gegensatz zu ihrer Freundin, politisch zu uninteressiert, um sich nun einer solchen Diskussion hinzugeben.

„Puvogel! Ha! Was ist denn das für ein Name!?“ Herbert lief mit einer Postkarte in der Hand die Treppe im Haus der Faßreiters hinauf. Sein Vater Gustav hatte gleich nach dem Krieg die Doppelhaushälfte gekauft; seit der Hochzeit 1973 lebten sie dann noch zwei Jahre bis Gustavs Tod unter einem Dach.

„Bitte?“ Irene drehte sich, gerade mit dem Zähneputzen fertig, verduzt zu ihrem Mann herum, als dieser die Badezimmertür öffnete. Es war gerade kurz nach acht, die Sonne schien in steilem Winkel durch das Fenster auf die lindgrünen Fliesen des Badezimmers. Irene trug einen dieser geblühten Morgenmäntel, die ihr Mann nicht leiden konnte.

„Na, der Absender“, lachte er: „Heinrich Puvogel, Bachstraße, na ... 17 oder 27 oder so; lässt sich schwer entziffern.“

„Onkel Heini ...“ bevor Irene Gelegenheit bekam, sich an den alten Mann aus Sassnitz zu erinnern, setzte sich ihr Mann polternd auf den geschlossenen Toilettensitz:

„Och nicht noch ein Verwandter! Wer ist denn das jetzt schon wieder?“

„Gar keiner! Ein inzwischen ganz alter Mann. Ich habe ihn als ganz kleines Kind, ich glaube `43 zum ersten Mal auf der Insel kennen gelernt. Tante Hiltrud, von der wir ja nun ... ach ...“, unterbrach sie sich selbst, zupfte ihren Morgenmantel zusammen und setzte sich ans Fenster auf den kleinen Stuhl, der dort immer stand, aber von niemandem recht benutzt wurde. Das Sonnenlicht schien von schräg oben auf ihre frisch gekämmten, blonden Haare.

„Egal, das kann ich dir alles später erzählen. Was schreibt er?“ Sie war so neugierig, dass sie ihrem Mann am liebsten die Karte aus der Hand gerissen hätte.

»Liebe Reni.«

„Ach!“, bellte er dazwischen: „bin ich also doch nicht der einzige, der dich so nennt ???!“

„Herbert, bitte ...“ Irene versuchte nicht, diese Bemerkung zu kommentieren.

Er fuhr fort:

»Ich habe von deiner Tante gehört, dass du mit deinem Mann bald herkommen möchtest. Ihr wollt euch am Dienstag, den 27. Juli gegen 18:00 Uhr in den Ostseeterrassen treffen. Rezeption, Bar und Eingangsbereich sind sozusagen in einem Raum; ihr werdet euch nicht verfehlen. Wir freuen uns schon sehr auf euer Kommen. Heinrich.«

Herbert übergab schweigend die Karte an seine Frau, die ihrerseits ebenso schweigend das Poststück, das auf der Vorderseite eine Schwarzweißfotografie der Kreidefelsen zierte, entgegennahm. Sie hatte den Eindruck, dass diese Karte fast fünfzig Jahre unterwegs war; gedanklich spulten sich innerhalb von Sekunden ganze Jahre ihrer Kindheit wieder ab, bevor sie, drohend, den Halt auf dem kleinen Stuhl zu verlieren, aufstand, sich herumdrehte und das Fenster weit öffnete.

Als am Tag darauf Irene endlich ihre Koffer aus dem Keller des Langenhorner Hauses geholt hatte, war ihr Mann bereits fertig: „Was willst du denn noch alles mitnehmen?“, fragte er eigentlich jedes Mal, wenn es irgendwo hin gehen sollte: „Wir fahren doch nur für drei Wochen, nicht für drei Jahre!“

„Och, Schatz“, antwortete sie in ihrer etwas mütterlichen Stimme. Sie legte den Kopf auf die Seite und schaute ihn an, als ob er sein Pausenbrot nicht gegessen hätte: „wer weiß, wie das Wetter wird ...“

„Denk daran, dass wir keinen Lkw haben“, sagte er etwas zynisch, drehte sich herum und kam die Treppe herauf. Beate war indes ebenso dabei, ihre Sachen zu packen. Gerade, als Herbert oben war, kam Töchterchen sichtlich gut gelaunt um die Ecke, in der Hand eine etwas größere Sporttasche, die sie mit einem nahezu triumphalen „Hach!“ auf den Fußboden fallen ließ und ihren Vater angrinste.

„Hach“, äffte er sie nach: „was heißt hier Hach!?! Soll das etwa alles sein, für eure drei Wochen Ibiza?“

„Na klar“, kicherte sie: „die meiste Zeit hab ich doch sowieso nix an...“ Sie knotete ihr Hemd eine Hand breit über dem Bauchnabel zusammen, ließ ihren Vater stehen und watschelte kichernd die Treppe hinab.

„Irene!“, brüllte Herbert nach unten: „Hat unsere Tochter was getrunken?“ Die in Wirklichkeit Angesprochene verschwand kommentarlos in der Küche, um sich einen Kaffee zu holen.

Gerade rechtzeitig zum Mittagessen hatte Herbert es unter etlichem Fluchen geschafft, das gesamte Gepäck gleichmäßig im Kofferraum, sowie auf den Rücksitzen des 190er Mercedes zu verteilen. Laut hatte er sich dabei immer wieder gesagt, dass sein nächster Wagen mindestens ein Transporter, besser ein Sattelschlepper sein würde.

An diesem Vortag der Abreise war Familie Faßreiter recht aufgeregt und aufgedreht: Irene hatte fortwährend das Gefühl, etwas vergessen zu haben, Herbert das gegenteilige Empfinden, und Beate turtelte nur noch mit ihrem Spiegel. Nur *Katze* kam wie immer um die Ecke und mauzte. Faßreiters waren gerade mit dem Essen fertig.

„**Katze**“, sagte fast synchron die ganze Familie. „Was“, stotterten die drei:

„Was machen wir mit Katze?“

Die plötzliche Hauptfigur des Familiengeschehens schien wenig beeindruckt, dass sich alles um sie drehte, sprang auf Irenes Schoß und streckte ihr schnurrend den Kopf entgegen, was in der Regel eine leckere Mahlzeit für den Fellträger zur Folge hatte. „Ach, Katze“, sagte Irene aber heute nur, nahm sie und setzte sie auf den Boden zurück, was sofort mit einem etwas lauterem „Miau“ protestierend beantwortet wurde.

„Nun, Primadonna ..“ Herbert lehnte sich genüsslich zurück und sprach zu seiner Tochter:

„Was ist mit deinem Vierbeiner? Du hast dir doch sicherlich ...“

„Ach Herbert“, unterbrach ihn seine Frau: „Nun lass sie doch. Wir haben doch alle nicht an Katze gedacht.“

„Bernd.“, sagte Beate freudig. „Bernd wird Katze nehmen, die drei Wochen.“

„Wer in aller Welt ist Bernd?“, fragte ihr Vater, obschon Mutters Augen etwas weiter aufgerissen waren, als die des Vaters.

„Och ...“ Beate hatte eine Art, Dinge nur lax zu beantworten, als wäre alles völlig belanglos: „So’n Typ aus der Berufsschule. Der will immer mal mit mir weggehen und ..“

„Weggehen?“, unterbrach Herbert sie.

„Ja. Weggehen, also ausgehen .. klar..?“

Herbert schwieg.

„Na, jedenfalls haben die in Norderstedt irgendwo ein Haus mit großem Grundstück und Garten und so.“, fuhr sie fort.

„Und warst du denn schon einmal da?“, wollte ihre Mutter wissen.

„Bei Bernd? Bist du kirre? Dann denkt er wahrscheinlich gleich, dass ich ihn heiraten werde.“ Beate lachte auf und nahm einen vorsichtigen Schluck von dem Orangensaft. Dabei spitzte sie die Lippen, als hätte sie einen Strohhalm im Mund. Ihr Vater hasste es, wenn sie sich *so bei Tisch benahm*, wie er es ausdrückte.

„Aber ihm Katze zum Aufpassen zu geben – dafür ist er dir gut genug, hmm?“, Herbert wurde ärgerlich. In solchen Situationen hatte er immer das Gefühl, bei der Erziehung der Tochter versagt zu haben. „Was hältst du denn davon?“, sprach er seine Frau an, um das Gespräch von sich abzulenken.

Die wiederum, bereits mit den vielen Programmen der Geschirrspülmaschine beschäftigt, tat so, als interessierte sie sich für die ganze Situation überhaupt nicht mehr, setzte sich dann wieder an das Kopfende des Esstisches in der Küche, nahm einen kräftigen Schluck ihres Mineralwassers, richtete sich auf und sagte zu beiden:

„Herbert: wenn Beate meint, ihre blöde Katze ..“

„Mama ...“, Beate war entsetzt, aber ihre Mutter fuhr fort:

„bei einem ihrer Verehrer für ein paar Wochen unterbringen zu können, und diese Leute auch noch Haus und Hof haben, ist mir das offen gestanden scheißegal, ob du damit moralische Probleme hast. Denn **du** hast ja an das Tier auch nicht gedacht. Und wenn dieser Bernd mit ihr ..“, sie stand auf und zeigte mit ausgestrecktem Arm den Finger auf Beate. „ausgehen, weggehen oder sonst etwas will! Meinetwegen kann er mit ihr ..–ach! “ Sie setzte sich wieder, überkreuzte die Arme auf dem Tisch und legte mit lauten Seufzen ihren Kopf hinein, woraufhin Beate aufstand und ihre Mutter in den Arm nahm.

„‘S wird wirklich Zeit, dass wir alle Urlaub kriegen.“ Herbert stand auf, nahm sich ein Bier aus dem Kühlschrank und verschwand in der Garage.

Sichtlich geschafft schnappte Beate sich das Telefon und ging in langsamen Schritten nach oben auf ihr Zimmer, um mit ihrem Schulkameraden einen »Katzenterrain« zu vereinbaren.

Irene dachte wieder an die Karte von *Onkel Heini*. »*Rumms, die Geige*«, sagte sie leise vor sich hin. 1943 hatte sie ihn auf der Insel kennen gelernt.

Heinrich Puvogel war so eine Art Bahnhofsvorsteher, Inselführer, Psychologe, Pfarrer und Bürgermeister in Personalunion.

Die damals 3-jährige war sofort fasziniert von dem Mann, der am liebsten karierte Hemden trug. In den Kriegsjahren hatte er jeden Gast, der mit der Bahn in Sassnitz ankam, persönlich begrüßt, die Kinder natürlich ganz besonders. Irene, die später oft dort war, glaubte immer, dass *Onkel Heini alles kann*.

In der Tat war er ein Original. Er war eigentlich nur bei der Reichsbahn angestellt, jedoch die besonders innige Beziehung zu seiner (Heimat-) Insel ließ ihn als Fremdenführer bekannt werden. Und jedes Mal, wenn er meinte, einer zuvor getätigten Aussage besonderen Nachdruck verleihen zu müssen, sagte er: »*Rumms, die Geige !*«
Keiner wusste eigentlich, was der damals 30-jährige mit den rotblonden Haaren genau damit meinte, aber alle kannten ihn so. Kurz vor Kriegsende wurde er dann nach Usedom versetzt.

Manche meinten, er hätte noch in Peenemünde Karriere gemacht, Andere glaubten, dass er nur den Nazis ein Dorn im Auge gewesen wäre. Alle jedoch waren der Meinung, dass man ihn nie wieder sehen würde.

Was war mit ihm geschehen? Und warum schrieb er ihr jetzt? Ihre Adresse hatte er wahrscheinlich von Tante Hiltrud. Aber: was hatten die Schwester ihrer Mutter Lisa und Heinrich Puvogel miteinander zu tun? Heinrich musste bereits über achtzig sein. Tante Hiltrud war ja auch nicht mehr die jüngste, und ... Irene kam ins Grübeln.

„Kaputt!“, stöhnte Herbert.

Irene, noch etwas vertieft in ihre Gedanken, die sie, so schwor sie sich, spätestens in den nächsten Tagen ordnen wollte, schrak auf: „Kaputt? Wer .. ähh was ist kaputt?“

„Na, das Radio.“, antwortete Herbert, mit der leeren Bierflasche in der Hand, sich auf einen der Küchenstühle setzend.

„Das Radio? Wir haben doch vorhin noch den Wetterbericht gehört.“ Irene runzelte die Stirn und versuchte, ihren kraus gewordenen Küchenkittel zu ordnen.

„Nein. Das Autoradio. Dieses dämliche Radio im Auto rauscht nur noch.“ Herbert hatte seinen rechten Ellenbogen auf den Tisch gestützt, nahm die ersten drei Finger seiner Hand und rieb sie grübelnd die Stirn hinauf und hinab. „Ich hab schon alles probiert. Anfangs dachte ich, es sei die Antenne.“

Plötzlich war Irene wieder völlig wach:

„Och, dann fahren wir eben ohne Radio los. Ist doch Wurscht. Nachrichten und Verkehrsfunk hören wir morgen früh noch mal eben hier, und dann – wir haben doch Urlaub.“

KAPITEL 2

Dienstag , 27.7. 1993, 10:15 Uhr

„So“, sagte Irene „Nun haben wir endlich Urlaub. Beate sitzt im Flieger, Staus sind keine angesagt, und ich freue mich auf die Ostsee.“ Sie lehnte sich entspannt auf dem Autositz zurück.

„Ja!“, antwortete er harsch: „und auf deine vielen Verwandten und Bekannten. Vielleicht ist unser Wagen deswegen so voll. Weil du allen etwas *aus dem Westen* mitbringen willst.“ In der Tat war der Wagen bis unters Dach voll bepackt.

„Ach du ..“ Irene drehte sich zum Fenster, während sie mit ihrer rechten Hand eine abwertende Bewegung machte: „du bist doch nur sauer, weil dir irgendein Idiot die Autoantenne abgebrochen hat. Aber du wirst sehen, wenn wir erst einmal da sind, werden ..“

„Nicht abgebrochen.“ Herbert nahm dem Fuß vom Gas, wechselte von der linken in die mittlere Spur der Autobahn und versuchte seiner Frau zu erklären: „Die Antenne ist noch genau da, wo sie ist. Eigentlich hat gar keine Veränderung stattgefunden. Deswegen habe ich ja extra ... Mist. Scheiße noch `mal!“

„Was ist denn jetzt schon wieder?“ Irene guckte neugierig aus dem Fenster, denn Herbert ließ sich oft durch das Verhalten anderer Autofahrer wegen irgendwelcher Kleinigkeiten zu teilweise argen Wutausbrüchen hinreißen.

„Das Küchenradio“, sagte er mit energischer Stimme.

„Ist das auch kaputt, oder was?“ Irene verlor langsam die Geduld.

„Nein Schatz.“ Herbert bremste erneut, scherte auf die rechte Spur und sah seine Frau an:

„Entschuldige bitte. Aber ich wollte das Küchenradio mitnehmen, damit wir im Urlaub wenigstens einmal Nachrichten hören können. Und nun hab ich's zuhause vergessen.“ An der Raststätte *Stolpe* hinter dem Schweriner Kreuz steuerte Herbert Faßreiter den alten Mercedes vor den gläsernen Neubau. Auf der gegenüberliegenden Seite der Autobahn war der Bau einer DDR – Raststätte zu sehen; welch ein Kontrast zu diesem aus Stahl und Glas errichteten Raststättengebäude.

Es war kurz nach zwölf. Irene kannte ihren Mann gut genug, um zu wissen, dass er sich nach einer warmen Mahlzeit auch wieder beruhigen würde.

„Ich erinnere mich noch ..“, Herbert nahm einen Bissen seiner Currywurst: „als man hier früher nur 100 fahren durfte. Und an einer dieser DDR – Raststätten, ich glaube, es war gleich hinter Gudow, hab ich dann auch einmal ein Würstchen gegessen. *Knacker einfach*. Ich weiß noch; um nicht aufzufallen hab ich’s dann mit ins Auto genommen und erst in Berlin weggeschmissen. Aber Westmark haben sie uns aus der Tasche gezogen.“ Er spülte die letzte Gabelfüllung Pommes mit Currysauce mit dem ebenso letzten Schluck eines mecklenburgischen Bieres herunter.

Irene stocherte in ihrem Salat, sagte nichts und war gedanklich bereits auf Rügen. Bei Onkel Heini, der Stubbenkammer, Kap Arkona und all den anderen Plätzen, an denen sie lange Zeiten ihrer Kindheit zugebracht, den wahren Grund ihrer Aufenthalte dort aber bis heute nie richtig verstanden hatte. Das Wort Kinderlandverschickung wurde in ihrem Elternhaus in Köpenick nicht gebraucht. Sie freute sich immer auf die Insel; es war ja alles kaputt zuhause. Und später, als Onkel Heini weg war, hatte sie noch ein paar Mal ihre Tante Hiltrud in der Bachstraße besucht, bis sie dort 1957 Hiltruds Sohn Karl kennen lernte. Ein Jahr später gelang ihr am Bahnhof Alexanderplatz die Flucht in den Westen; danach hatte sie ihre Erinnerungen verdrängt. Bis die Karte von Onkel Heini ankam. Draußen auf dem Weg zum Auto ging Irene Faßreiter, deren Mann damit beschäftigt war, den Autoschlüssel zu suchen, ein paar Schritte Richtung Fahrbahn und hielt einen Moment inne. Sie ließ den Blick schweifen über die Autobahn und das DDR – Raststättengebäude auf der gegenüberliegenden Seite. Wie lange es wohl noch stehen würde? Ein bisschen fühlte sie sich wie eine spät heimkehrende Tochter, eine, die ihr Land in schwierigen Zeiten allein gelassen hatte. Sie dachte an Karl, der ihr genau immer dieses schlechte Gewissen vermitteln konnte, wenn sie auch nur ansatzweise über den Westen zu sprechen wagte. Ob er sich wirklich später erhängt hatte? Bevor ihre berührte Seele ein paar Tränen aus den Augen schicken konnte, raffte sie sich zusammen und ging ihrem Mann entgegen, der schon mit fragendem Blick auf sie zu kam.

Die weitere Fahrt verlief ruhig. Herbert, nun frisch gesättigt, ließ sich nicht mehr so schnell aus der Ruhe bringen, und Irene hörte bald auf, sich an ihre Kindheit und die eindringlichen Appelle ihres Cousins zu erinnern. Heute sah sie es als Fehler an, dass sie sich ihm hingeeben hatte, um Informationen über die politische Entwicklung und den Mauerbau zu erhalten.

Ein bisschen hasste sie sich selbst dafür, andererseits war sie stolz auf ihre Flucht am Alex. Ein wenig besann sie sich auch der langen Zeit, die seither vergangen war. Sie lehnte sich zurück und versuchte an nichts zu denken.

„Wenn die hier so weiter bauen, ist die Autobahn komplett dreispurig.“ Herbert, der als Autofahrer kaum etwas mehr hasste als Baustellen, war von dieser Vorstellung nahezu fasziniert.

„Wie ist das eigentlich?“, fuhr er fort: „wenn du jetzt hier so mit mir durch die Lande fährst. Erinnerst dich da irgendwas an früher?“

„Wieso?“ Irene schrak hoch. „Was ... warum fragst du? Wir sind doch schon oft zu Mutti gefahren und ... was meinst du?“ Irene fühlte sich wie mit einem Messer ins Herz getroffen. Gerade wollte sie all das loswerden, die SED und Karl, der immer wieder versuchte ihr ein schlechtes Gewissen einzureden und etwas von „Land im Stich lassen“ und so weiter redete. Und nun kam auf dieser Strecke von Herbert, der sich mehr für seinen Rasenmäher oder sein Autoradio, als für Politik interessierte, eine **solche** Frage!

„Na.“ Herbert lächelte seine Frau freundlich an: „wir sind doch nun auf dem Weg Richtung Rostock, nicht mehr nach Berlin. Das muss doch die Strecke sein, die du als Kind gefahren bist, wenn du nach Rügen kamst. Also von Berlin aus. Vielleicht erkennst du ja etwas wieder?“

Irene versuchte geräuschlos zu seufzen. „Ach, Herbert ... Wir hatten doch kein Auto! Natürlich sind wir mit der Bahn gefahren. Ich weiß gar nicht so genau, ob es diese Autobahn damals überhaupt schon gab.“

„Ich mein' ja nur.“ brummte er, gab Gas und überholte endlich den Schwertransporter, der seit einiger Zeit vor ihnen fuhr. Der Sattelschlepper hatte ein etwa 50 Meter langes Stahlrohr mit fast drei Metern Durchmesser geladen. In diesem Jahr wurden ganz besonders viele Windkraftanlagen in Mecklenburg-Vorpommern gebaut. Die Einzelteile dafür wurden zumeist auf mehreren Sattelschleppern an den Zielort gebracht.

Das Wetter wurde drückend, der voll beladene Wagen gab Herbert das Gefühl, einfach ein bisschen mehr Luft zu brauchen. Er öffnete zwei weitere Hemdenknöpfe, drehte die Scheibe herunter, schaltete das defekte Autoradio an und schob eine Cassette hinein.

Udo Jürgens stand ganz groß auf der Cassette. Und als dieser sein Lied von den Leuten *in diesem ehrenwerten Haus* trällerte, stimmten die Eheleute Faßreiter gut gelaunt mit ein. Gerade für Irene war es eine willkommene Ablenkung nach den aufwühlenden Erinnerungen. Es war wohl auch das erste Mal auf dieser Reise, dass ihr bewusst wurde, wie wichtig ein Autoradio sein kann. Und sei es, um nicht nachzudenken und, wenn's denn Spaß macht, mitzusingen. Es hörte sie ja niemand ...

Die Sonne glitzerte in der ruhigen Ostsee, als sie Stralsund erreichten. Die Stadt bestand, so schien es Irene, nur noch aus Baustellen. Die Alliierten hatten es ja nicht auf die Altstadt abgesehen, sodass viele der alten Fachwerkhäuser und imposanten Kirchen noch erhalten geblieben waren. Aber 40 Jahre DDR hatten den Gemäuern arg zugesetzt. Irene hatte Stralsund noch als ewig graue, staubige Hafenstadt in Erinnerung. Nur ein bisschen Fernweh durch den Blick auf das Meer machte die Hansestadt immer zu einer Abwechslung zum ebenso grauen Ostberlin. Und nun wurde überall gebaut, renoviert, abgerissen und vor allem: verkauft. An vielen, zum Teil bös verfallenen Häusern hingen Schilder irgendwelcher, oft Hamburger oder Berliner Makler, die renovierungsbedürftige Immobilien in bester Lage feilboten. Und dazwischen neue Firmenschilder mit neuen, jungen Unternehmern, die auf ihrem Schild das Kürzel *GmbH* größer schrieben, als den Firmennamen selbst. So, als wolle man ganz bewusst dem Betrachter klar machen, dass es statt *VEB* nun ***GmbH*** hieß.

Auf dem Rügendamm war Stau. Die Uhr zeigte kurz nach fünf, die Pendler kehrten von Stralsund auf die Insel zurück. Aber es war ja noch Zeit; *gegen 18:00 Uhr*, schrieb Onkel Heini, wollten sie sich im Hotel *Ostseeterrassen* treffen.

Die See war ruhig, Irene schaute zum Inselufer hinüber und fragte sich, ob es sich wohl noch genauso anhörte, wenn das Wasser in seinen kleinen, kurzen Wellen am flachen, steinigen Südufer plätscherte. Die Ostsee durch ihre Eigenschaft als Binnenmeer hat andere Wellen als beispielsweise die Nordsee. Sie sind kürzer, aber gleichmäßiger. Manche Wissenschaftler behaupten, dass schon Schiffsunglücke auf der Ostsee entstanden seien, weil die Schiffe nicht für diese Wellenwirkung konstruiert waren. Herbert und Irene hatten in den letzten Jahren ein paar Mal Scharbeutz an der Ostsee besucht. Aber mit Rügen, so befand sie, hatte das ja nun gar nichts zu tun. Und schon gar nicht mit dem zarten Rhythmus, in dem die See, gerade in ihren Bodden oder am Südufer gegen die Steine plätscherte. Und Bodden, diese seichten landseitig gelegenen Buchten mit einer nur kleinen Öffnung zum Meer gab es im Westen ja sowieso nicht.

„Vielleicht hast du Recht“, sagte Herbert mit ernster Mine: „mit der Bahn hat man wenigstens immer Vorfahrt.“ Noch tief in ihren Gedanken, antwortete seine Frau nicht. Neben der Fahrspur, die Irene in wesentlich schlechterem Zustand in Erinnerung hatte, verläuft die Bahnlinie über den Rügendamm

Ihr inzwischen recht staubiger Wagen wurde, wie alle anderen Autos, von einem Zug überholt; einem jener Doppeldecker-Züge, die Irene schon lange nicht mehr gesehen hatte. Spontan fiel ihr dabei ihr letzter Besuch auf Rügen ein.

Es war 1957; sie war zu einem Orgelkonzert in der Marienkirche in Stralsund. Es gab Musik von Bach. Die Kirche roch ein wenig modrig, kalt war es, die Bänke hart. Aber es war sehr gut besucht, die Menschen hungerten nach Kultur. In einer HO-Gaststätte sah sie anschließend den alten Mann, der die Gabel in der rechten, und das Messer in der linken Hand hielt. Irene fühlte sich sofort an Onkel Heini erinnert. Mutter Puvogel saß in seiner frühen Kindheit dem Jungen gegenüber, als es darum ging, mit Messer und Gabel, statt nur mit dem Löffel zu essen. Und da beide dabei nicht so ganz bei der Sache waren, sah sich der kleine Heinrich das Halten des Werkzeugs spiegelgetreu von der Mutter ab, hielt es von da ab verkehrt herum. Nach dem Konzert hatte Irene noch lange an den alten Mann in der Gaststätte gedacht. Ob seine Mutter in seiner Kindheit ähnlich zerstreut war?

Sassnitz wirkte trotz untergehender Sonne genauso grau wie Stralsund. Den Weg zum Hotel fand Herbert sofort, als wäre er schon einmal dort gewesen. Auf dem Parkplatz bemerkte seine Frau zunächst die Veränderungen in der Architektur: „Dieses Haus hat früher Balkone gehabt. Weißt du, dieser typische Stil aus der Jahrhundertwende! Und da drüben – guck’ mal!“

Irene zeigte auf ein eingezäuntes Haus mit der typischen klassischen Bäderarchitektur, es was aber vollkommen verfallen und verrottet. Offensichtlich wurden auch hier Käufer für kaputte Häuser in bester Lage gesucht ...

Das Hotelgebäude sah aus, als wäre es zu DDR-Zeiten vielleicht einmal ein FDGB-Ferienheim gewesen, wie man sie in Baabe, Binz oder Göhren fand. Aber nicht an einem Ort, wo früher selbst innerhalb der DDR der Güterverkehr Richtung Skandinavien-Hafen durch meterhohen Stacheldraht abgesichert wurde.

Die Rezeption war schmal und klein, wie Onkel Heini auf der Karte geschrieben hatte. Sie kamen in einen Frühstücksraum; für ein Restaurant hatte es drei Jahre nach der Wende an Platz und wohl an Geld gefehlt.

„Na, das nenne ich Pünktlichkeit!“ Der alte Mann mit den vielen Altersflecken im Gesicht trug einen dunkelblauen Zweireiher mit goldenen Wappenknöpfen und ein tadellos gebügeltes Hemd. Heinrich Puvogel saß mit Tante Hiltrud an dem großen Tisch, der hinten am Fenster zu schönen Ausblicken aufs Meer einlud.

am späten Nachmittag

Irgendwie, dachte Herbert: sehen diese Ossi-Tanten alle gleich aus: Sie sind einen guten Kopf kleiner als ich, haben käseweiße Haut und tragen dunkles Haar, oft mit einem rötlichen Ton, welches meist erst hoch an der Stirn ansetzt. Die Frisur ist im Stil der 60-er Jahre, und manchmal tragen sie eine ebenso alte Brille. Zwei verschiedene Gesichtsausdrücke gibt es: entweder absichtlich glücklich dem Ehemann zugewandt, oder aber ebenso entschlossen herrisch ihm gegenüber abgewandt. Zumindest nach außen hin.

Natürlich traf diese Beschreibung, insbesondere letztere, auch auf Tante Hiltrud zu. Aber für Herbert waren mit dem Ausdruck *Ossi-Tanten* natürlich alle Frauen aus Ostdeutschland gemeint. Genauso, wie er auch zu den Männern ein eher klischeehaftes Verhältnis hatte. Für ihn sahen sie alle aus wie Erich Honecker. Und wenn sie es nicht taten, würden sie es bestimmt in 20 oder 30 Jahren tun. Da war er sich ganz sicher.

Der Weg vom Hotel zum alten Hafen, wo noch immer die Fischer ihre Boote anlegten, war eben, aber unbefestigt. Die Ostseeküste in Sassnitz wirkte ein bisschen wie *nie fertig geworden*; überall wurden an Häusern und Wegen geflickt und geschustert; oft sah man begonnene Bauprojekte, die dann, wohl meist wegen Konkurs, wieder eingestellt wurden. Ein paar Restaurants am matschigen Uferweg hatten versucht, ihre frischen Ostseefische feilzubieten; sie fanden nur zu wenig Gäste. Wer als „Westurlauber“ auf die Insel kam, freute sich auf die breiten Strände in Binz oder Sellin. Und je länger Herbert mit seiner Frau und dieser ihm ein wenig fragwürdig erscheinenden Verwandtschaft über die unbefestigten Wege am Rande dieser steinigen, fast öden Küste entlang ging, war er

immer mehr überzeugt, dass es doch wirklich besser wäre, es den meisten anderen Urlaubern gleich zu tun.

„Es ist doch nicht schlimm. Ich hab's vergessen, es euch zu sagen – jetzt sind nun mal die Handwerker im Haus. Aber ich bezahl' euch die Pension am Kaiserstuhl, und ihr werdet's schön haben dort.“ Tante Hiltrud hakte sich bei Heinrich Puvogel ein, der, das musste Herbert eingestehen, gar nicht wie Erich Honecker aussah. Für Hiltrud schien das Thema erledigt zu sein, sie zupfte an ihrem nicht mehr ganz so vollen Haar, erhob zufrieden den Kopf und machte irgendeine Bemerkung über die angeblich heute besonders ruhige See. Beim Blick übers Wasser fiel Herbert eigentlich nur der hässliche Schwimmkran auf, der nicht weit von der Seebrücke vorm Hotel Ostseeterrasse seine Arbeit erledigte.

Hatte Irene nicht schon einmal von der Pension am Kaiserstuhl gesprochen? Bevor er sie jedoch danach fragen konnte, drehte sich der 80-jährige, hoch gewachsene Mann im dunkelblauen Anzug zu Herbert herum:

„Heute Nacht bleibt ihr hier im Hotel, es ist schon alles reserviert.“

„Aber warum denn?“, versuchte Irene ihn zu unterbrechen.

„Drüben am Kaiserstuhl ist erst ab morgen etwas frei. Die haben ja immer ihre Stammgäste. Und die wollen sie ja nicht vergraulen. Aber heute Abend gebe ich unten in der Kneipe noch einen aus. Die wird von einem Hamburger betrieben, der hat immer eine Menge zu erzählen. Morgen fahren wir dann nach Hiddensee und ihr genießt euren Urlaub – Rumms, die Geige!“

Das von Heinrich Puvogel reservierte Zimmer lag im ersten Stock, seeseitig gelegen. Das große, schwere und vor allem dunkle Treppenhaus ließen die Faßreiters ein wenig an einen Hitchcock-Thriller denken; es roch etwas modrig, die Wände waren mit einer inzwischen speckig gewordenen Tapete beklebt, die vor etlichen Jahren wohl einmal ein Goldmuster gehabt hatte.

Auf dem großen Treppenabsatz saßen zwei junge Leute mit ein paar Dosen Bier; sie blickten nach draußen und taten so, als ob um sie herum niemand wäre.

„Hier will ich nicht länger bleiben“, sagte Herbert, als er das etwas abgegriffene Mobiliar des Zimmers und die eingebaute *Nasszelle* sah: „Das ist ja eine Gummizelle!“

„Du bist ja oft so ... naja du weißt schon.“ Irene riss die Tür der Nasszelle auf, knallte sie jedoch gleich wieder zu:

„Da muss ich dir Recht geben; hier will ich auch nicht länger bleiben. Auch wenn der Ausblick noch so schön ist.“

„Was ist mit der Pension, von der dein Onkel erzählte? Sieht das da genauso aus?

Komm ...“ Herbert nahm seine Frau in den Arm:

„Ist doch egal, was das nun kostet; deine Beziehungen haben dich im Stich gelassen. Ich hab' keine Lust, meinen Urlaub in solchen Löchern zu verbringen. Lass uns morgen nach Binz fahren!“ Herbert setzte sich auf die fensterseitige Bettseite.

„Nun lass uns die Pension morgen wenigstens einmal ansehen.“ Irene versuchte ihren Mann zu beschwichtigen, der sich unterdessen schräg über seine Betthälfte gelegt hatte. Plötzlich schrak er auf:

„Hörst du ? Na, hörst du das nicht? Das sind doch deine *buckeligen Verwandten!* Da nebenan!“ Herbert stellte sich vor das Fenster und sah seine Frau mit fragenden Blicken an:

„Was diskutieren die denn? Ich wüsste schon sehr gern, was hier vor sich geht.“

„Was soll hier schon *vor sich gehen*“, äffte sie ihn nach,

„die haben sich eben lange nicht gesehen, und heute sind wir zufällig im gleichen Hotel. Komm, lass uns `runter gehen, in die Kneipe, es sind doch nur ein paar Schritte. Etwas Abwechslung tut uns, glaub' ich, ganz gut.“

Das Lokal war gut besucht; aber die Faßreiters und Onkel Heini fanden noch einen kleinen freien Tisch in der Ecke vor dem Fenster zur Straße. Es war wirklich ein uriges Lokal, größtenteils mit hellem Holz verkleidet. Viele kleine Dekorationen waren angebracht; teilweise hingen sie von der Decke. Am Tresen standen ein paar junge Männer, offensichtlich Arbeiter aus der Umgebung. Der Wirt, ein hoch gewachsener, kräftiger Mann Ende dreißig, hatte zu tun, die Tresenrunde beisammen und in Stimmung zu halten.

Ein hübsches, blondes Mädchen kam an den Tisch und fragte nach der Bestellung.

»Die ist bestimmt nicht von hier«, dachte Herbert: »die kommt bestimmt aus Hamburg oder Berlin. West-Berlin.«

Sie bestellten Bier und Chili Con Carne.

„Wo ist denn deine Tante?“ Herbert wandte sich seiner Frau zu, die ihrerseits einen fragenden Blick an Onkel Heini richtete.

„Hiltrud“, versuchte Heinrich zu erklären: „fühlt sich vor einer Reise immer etwas labil.“

„Reise?“ Herbert und Irene richteten nahezu synchron ihre Frage an den verdutzten Puvogel.

„Nun“, versuchte dieser zu erläutern: „Fahrten, die mit Schiffen, Booten oder dergleichen zu tun haben, sind für deine Tante eine Reise. Und sei es eine Überfahrt nach Hiddensee.“

Herbert und Irene nahmen einen kräftigen Schluck des frisch gezapften Bieres. Der alte Puvogel, Irene hatte immer mehr Mühe, darin den alten Onkel Heini zu erkennen, trank einen verhaltenen Schluck, setzte andächtig das Glas auf den Deckel, lehnte sich zurück, beugte sich wieder vor und faltete die Hände, senkte den Kopf und holte tief Luft. In genau diesem Moment kam die Kellnerin mit dem nicht gerade reichlichen Essen, verteilte flugs die Löffel am Tisch und wünschte guten Appetit.

„Na“, sagte er schließlich: „dann man guten Appetit!“

Wie auf Befehl griffen die Drei nach dem Löffel und versuchten, einander möglichst nicht anzusehen.

Vier oder fünf russische Soldaten kamen ins Lokal und bestellten Wodka. Man schien sich zu kennen, und es wurde etwas lauter im Lokal. Das tägliche Bild der Russen auf den Straßen in ihren strengen Uniformen sollte bald der Vergangenheit angehören; drei Jahre nach der Wende wurden die Stützpunkte nach und nach aufgelöst.

Eigentlich waren die Faßbreiters, aber auch Heinrich Puvogel froh, dass die Russen etwas Unruhe ins Lokal brachten; trotzdem schienen alle dieses angespannte Schweigen nicht lange auszuhalten.

Irene griff nach dem letzten Stück Weißbrot, das der Koch dekorativ in den eigentlich viel zu alten Brotkorb gelegt hatte, tunkte es in die Soße und dachte an Tante Hiltrud. Warum war sie nicht mitgekommen? Im Hotelzimmer war sie doch noch so rege zu hören. Und weshalb kamen gerade jetzt die Handwerker in ihr Haus? Ihre Tante hat doch schon vor Monaten gewusst, dass sie und Heinrich kommen wollten. Und was war mit Onkel Heini? Warum war er so zurückhaltend? Gut, er war 80, aber ... sie traute sich einfach nicht, den alten Mann auf die Vergangenheit anzusprechen, wer weiß, was geschehen war?

Heinrich Puvogel sah nicht verarmt aus. Er trug nun eine hellbraune Cordhose mit Bundfalten, einen schlichten, weißen Pulli, eine graue Strickjacke und eine goldene Armbanduhr. Sein Gesicht war braun gebrannt, voller Altersflecken. Die wenigen, weißen Haare waren streng nach hinten gekämmt; seine inzwischen blassen, grünen Augen erinnerten nur noch wenig an den fröhlichen Mann von einst, der so gern karierte Hemden getragen hatte.

Irene hatte das Gefühl, als müsste sie platzen. Oder schreien. Oder heulen. Oder trampeln, irgendetwas:

„Entschuldigt mich bitte für einen Moment.“ Sie blickte kurz auf, legte ihren Löffel in den leeren Teller, nahm die Papierserviette mit und ging Richtung Toilette.

Es herrschte angespanntes Schweigen, bis der alte Mann sich den Rest Soße aus den Mundwinkeln wischte, die hübsche Kellnerin an den Tisch winkte und die Rechnung verlangte.

„Ich bin müde, wir sehen uns morgen beim Frühstück. So kurz nach halb sieben?“ Heinrich Puvogel zahlte, drehte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

„Wo ist Heinrich?“ Irene hatte sich eine Packung Zigaretten mitgebracht.

„Ins Hotel. Er sagt, er sei müde. Um halb sieben will er mit uns frühstücken. Sag `mal: spinnt der?“ Herbert war aufgebracht.

Irene steckte sich eine Zigarette an und begann prompt zu husten.

„Na ganz toll! Jetzt fängst du noch das Qualmen wieder an. Das ist wirklich ...“

Irene drückte die angefangene Zigarette im Ascher wieder aus, nahm ihren Mann in den Arm und meinte:

„Komm, vergiss es. Sie schmeckt sowieso nicht. Ich war nur so ... na ich weiß auch nicht, so nervös, weil ... ach, lass uns noch ein Bier trinken, und einfach normal sein. Wir haben schließlich Urlaub.“

Die Russen hatten inzwischen das Lokal verlassen und Irene hatte sich beruhigt. Gegen 23:30 Uhr ging die Tür auf und Heinrich Puvogel, sichtlich angetrunken, betrat das Lokal. Als der Wirt ihn sah, drehte er sich herum und verschwand im Hinterraum. Einen Augenblick später tauchte die hübsche Kellnerin (vielleicht die Freundin des Wirtes?, dachte Irene) wieder auf und fragte nach dem Getränkewunsch.

Heinrich Puvogel, sichtlich angetrunken sagte nur: „Bier.“ Herbert und Irene, auch nicht mehr nüchtern, aber dennoch Herr ihrer Sinne, schauten sich verdutzt an, rückten ihre Barhocker beiseite und boten dem alten Mann den Platz in der Mitte an, den dieser wohlwollend und seufzend annahm.

„Was ist passiert?“, wollte Irene wissen.

„Vorhin? Oder in den letzten 50 Jahren?“ Er wendete sich Irene zu, indem er sich mit dem rechten Ellenbogen auf dem Tresen abstützte, Herbert den Rücken zukehrend.

„Ich will's dir sagen“, fuhr er fort: „nicht das von vorhin, das geht dich nichts an.“ Er drehte sich wieder herum, streckte sich auf dem Barhocker und grinste beide etwas selbstgefällig an.

„Ich will euch sagen, was in den letzten 50 Jahren passiert ist. Hoffentlich brauche ich dazu nicht genauso lange, so viel Zeit habe ich nicht mehr.“ Er stand auf und machte eine einladende Geste:

„Lasst uns an den Tisch gehen, dort haben wir mehr Platz.“ Er streckte seine Hand in Richtung der Serviererin:

„Hunger habe ich! Ein Bauernfrühstück für mich. Und Bier.“

Die drei nahmen am Tisch Platz und Heinrich begann:

„Liebe Irene, liebe Reni. 1943 haben wir uns zum ersten Mal gesehen. Du kamst ja damals nach Rügen, als ich noch am Bahnhof war. Gott, ich bin ein alter Mann geworden, wie lange ist das alles her. `45 bin ich ja dann nach Usedom gegangen, das hast du ja noch mitbekommen.“

Die Kellnerin, die noch immer den interessierten Blicken Herberts ausgesetzt war, servierte das Bauernfrühstück, fragte nach weiteren Speisewünschen, und kündigte ihren baldigen Feierabend an.

„Ich war damals in Peenemünde, als Hitler dort die V2 gebaut hat.“, fuhr Heinrich fort. Nahezu gierig machte er sich über seine späte Mahlzeit her.

„Alles stand doch unter strengster Geheimhaltung, deswegen konnte ich mich nicht melden, bei dir.“

„Wer sind Sie?“ Irene stand auf und guckte den alten Mann verärgert an. Dieser wiederum ließ erstaunt sein Besteck auf den Tellerrand nieder und fragte: „Wieso?“ Herbert richtete sich auf und versuchte, die Situation richtig zu beurteilen. Genau genommen verstand er gar nichts mehr.

„Ihr Besteck!“ Irene war wütend.

„Was ist mit meinem Besteck?“, fragte der völlig verduztzte alte Mann.

„Das will ich Ihnen sagen!“ Irene setzte sich wieder hin und beugte sich vor:

„Onkel Heini hielt immer die Gabel in der rechten, das Messer in der linken Hand, also verkehrt herum. Und genau das tun Sie nicht! Vorhin bei der Chili gab's ja nur Löffel; da fiel das nicht auf. Also wer sind Sie?“ Irene stand wieder auf und fuchtelte mit ihrem rechten Zeigefinger vor seinem Gesicht.

„Scheiße.“ Der alte Mann sackte in sich zusammen und sagte nochmals: „Scheiße. Das habe ich vergessen.. Das mit dem Besteck habe ich vergessen. Wer ahnt denn auch, dass darauf jemand achtet ...“ Es rollte eine Träne aus dem Auge des alten Mannes.

„Wer sind Sie, was wollen Sie von uns? Wo ist Onkel Heinrich?“ Herbert versuchte, seine Frau zu beschwichtigen; diese aber ging aufgeregt in der inzwischen fast leeren Gaststube auf und ab.

„Also?“ Irene griff nach ihrem Stuhl, drehte ihn vor dem Tisch herum, setzte sich und verschränkte ihre Arme auf der Lehne.

„Wie heißen Sie überhaupt?“

„Puvogel“, antwortete der Mann kleinlaut.

„Sehr witzig. Wollen Sie mich ...“

„Ja, nun hören Sie mich doch an“, unterbrach der alte Mann.

„Richard Puvogel. Ich habe ´43 Heinrichs Schwester Gesine geheiratet und später ihren Namen angenommen. Ich war Kommunist und doch auch jüdischer Abstammung. Da musste ich verschwinden damals. Ich hatte gedacht, dass ich nie wieder darüber ...“ Richard Puvogel stockte, es liefen ihm wieder ein paar Tränen die Wange herunter.

„Aber was in aller Welt sollte denn diese Rollentausch-Geschichte?“ Irene hatte sich wieder etwas beruhigt und die Kellnerin hatte kommentarlos Kaffee für Alle auf den Tisch gestellt. Herbert freute sich am meisten über den Kaffee; trotz der Aufregung war er inzwischen müde geworden: die Uhr war kurz vor eins, und den ganzen Abend Kneipenluft zu atmen, war er nicht gewohnt.

„Familie. Nur wieder einmal ein bisschen Familie. Meine Gesine ist vor 18 Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Und als ich von Tante Hiltrud hörte, dass ihr ...“

„Woher kennen Sie meine Tante?“, Irene nahm einen vorsichtigen Schluck ihres Kaffees und war wach wie nie zuvor.

„Das ist eine gute Frage. Mein Schwager, also Heinrich, war mit ihr zusammen bei Gesines Beerdigung in Ahlbeck.“

„Dann ist Heinrich also nach dem Krieg in der DDR geblieben?“, wollte Herbert nun wissen.

„Jaja, natürlich. Er war doch auch Kommunist. Und von den Nazis verfolgt.“

„War?“

„Ja, oder ist. Ich weiß es nicht. Wir haben seitdem keinen Kontakt. Ich habe ihn seit ´75 nicht gesehen. Damals wohnte er in Berlin, und hatte irgendwie mit der Planung des *Palast der Republik* zu tun. Ich bin dann in den Jahren danach hin und wieder hier gewesen, hab' mich manchmal mit Hiltrud getroffen, wenn sie auch da war. Na, und da hat sie mir von euch erzählt. Ich werde müde jetzt, lasst mich alles Weitere morgen nach dem Frühstück erzählen. Ich werde so gegen acht aufstehen.“

„Lassen Sie nur“, sagte Herbert, als der alte Puvogel nach seinem Portmonee greifen wollte: „Ich mach' das schon.“

Mit einem kurzen „Danke.“ verließ Richard Puvogel das Lokal.

Während die Kellnerin die Rechnung zusammenstellte, saßen die Faßreiters am Tisch und tranken wortlos ihren Kaffee aus.

Endlich an der frischen Luft warf Herbert seinen Kopf in den Nacken, atmete tief durch und erfreute sich an dem klaren Sternenhimmel. Kurz bevor sie das Hotel erreichten sagte er: „du?“

Irene blickte ihren Mann an und erwiderte: „Mmmh?“

„Ich glaube, der lügt.“

am nächsten Morgen

Der Frühnebel lag über dem Wasser, als hätte die Ostsee selbst geschlafen und würde sich nun bald der Nebeldecke entledigen. Unten am Ufer hörte man ein paar Russen, deren offensichtlicher Zank wohl kaum ein Anderer verstehen konnte.

Irene öffnete das Fenster, atmete tief durch. Draußen war es recht frisch, die Luft klar; ein sonniger Tag kam heran. Einige Möwen kreisten um den Kutter, der auf seinem Rückweg den Sassnitzer Hafen anlief. Irene genoss diesen Moment am offenen Fenster. Es war, als würde mit dem neuen Tag ein neues Leben beginnen.

„Puvogel? Ein Herr Puvogel? Tut mir Leid, den haben wir nicht auf der Gästeliste. Ihre Zimmernummer, bitte?“ Das Mädchen war freundlich, aber direkt.

„Ich hab's doch gleich gesagt“, sagte Herbert in gelangweiltem Ton, während sie sich im Frühstücksraum an den freien Tisch setzten:

„Der Typ war ein Spinner. Ein Lügner. Weiß der Geier, wer den gestochen hat. Wir jedenfalls werden heute diese gastliche Stätte verlassen, und uns in Binz etwas suchen.“

„Aber Herbert ..“ Irene war in Sorge: „Wir wollten uns doch am Kaiserstuhl die Pension ...“

„Nix da, Pension, Kaiserstuhl!“, unterbrach sie ihr Mann:

„Wir fahren jetzt nach Binz oder Sellin und werden endlich Urlaub haben. Schluss. Punkt.“

Und noch eins: von deinen dämlichen Nazibekanntschaften will ich auch nichts mehr hören.“ Er biss in sein Schinkenbrötchen, als wolle er seine ganze Wut daran auslassen.

Schweigend betrachtete Irene ihren Mann und dachte, dass er vielleicht Recht haben könnte. Möglicherweise soll nun wirklich Schluss sein mit der Vergangenheit.

Und dazu war es wohl wirklich das Beste, Sassnitz den Rücken zu kehren. Und so schön war der Ort ja auch wirklich nicht. Weder vor der Wende, noch heute.

Die Sachen waren schnell gepackt, die Route ebenso schnell ermittelt.

„Was ist das denn?“ Herbert gab sich verwundert, als sie auf der B96 an eine Baustelle kamen:

„Gestern war hier alles frei! Wieso ist denn nun dort drüben wieder Kopfsteinpflaster? Bauen die hier zurück? Mist. Irgendwie spinnen die Oassis, ich sag's ja.“

Die Strecke über Neu Mukran war gesperrt, sodass sie den Umweg über Bergen machen mussten. Bei Lietzow sah Irene auf den Bodden, dachte wieder an das Plätschern des Wassers und freute sich.

Herbert hingegen war nahezu besessen davon, möglichst schnell nach Binz zu kommen:

„Wir haben den ganzen Tag keine Nachrichten gehört, und gestern auch nicht. Na, in Binz werden wir ja wohl hoffentlich einen Fernseher auf dem Zimmer haben. Das mit dem Radio ärgert mich heute noch!“

Bergen hatte Irene als kleine, malerische Inselstadt in Erinnerung. Im Kern die alte Marienkirche, schmale, zum Teil unbefestigte Wege, die von alten ebenso schmalen Häusern gesäumt wurden. Noch genau erinnerte sie sich an das Eckhaus in der Bahnhofstraße. Es hatte einen kleinen Zwiebelturm. Als Kind stellte sie sich immer vor, dort oben in der Kuppel würden Wasservorräte für schlechte Zeiten gesammelt. Heute prägten Baustellen und Plattenbauten den Ort. Alle paar hundert Meter änderte sich das Straßenpflaster. Kleines Kopfsteinpflaster, großes Kopfsteinpflaster, brüchig gewordener Asphalt, Blaubasalt, die linke Straßenhälfte anders, als die rechte und am Straßenrand dann wieder anders. Irene staunte, wie viele Pflastermöglichkeiten es überhaupt gab.

»Was haben die hier nur gemacht?«, fragte sie sich, während ihr wieder klar wurde, damals am Alexanderplatz genau das Richtige getan zu haben.

„Na, wenn das so weiter geht“, schimpfte Herbert: „dann kommen wir morgen noch nicht an.“ Die Baustellenampel wurde endlich grün, und Herbert gab Gas.

Irene musste doch noch einmal an den alten Puvogel denken. Was wollte der alte Mann wirklich? Warum hatte er einen solchen Aufwand betrieben? War er wirklich nur einsam? Und warum hatten sie ihn dann nicht am nächsten Morgen getroffen? Diese Geheimnistuerei war Irene nicht mehr gewohnt. Sie spürte nun richtig, dass sie bei den Erzählungen ihrer Eltern aus Köpenick im Grunde genommen meist weg gehört hatte, als diese von ihren Erfahrungen mit der Stasi sprachen. Sie versuchte immer wieder, sich endlich von diesen Gedanken zu befreien, sich endlich auf den bevorstehenden Badeurlaub zu freuen. Und trotzdem fühlte sie sich ein wenig schäbig.

Gegenüber Sassnitz erstrahlte Binz in fast festlichem Gewand. Die meisten Straßen waren asphaltiert; einige der alten Villen waren schon restauriert. Viele Gebäude waren aber auch, im Gegensatz zu Sassnitz oder anderen Orten in der Ex-DDR, besser erhalten. Zumindest nach außen hin.

In der Pension „Meeresgruß“ in der Margarethenstraße fanden die Faßreiters ihre neue Ferienunterkunft. Ein dreigeschossiges Eckhaus klassischer Bäderarchitektur mit jeweils sechsachsigen Flügeln zur Margarethen - bzw. Marienstraße. Zur Hälfte war das Gebäude eingerüstet; die Eigentümer planten einen umfassenden Umbau zu einem noblen Hotel. Aber diese Sommersaison war noch etwas Pensionsbetrieb möglich.

Die Zimmer waren schlicht, aber großzügig und sauber. Das Badezimmer war sehr klein und einfach. Es gab keine Duschwanne; dort, wo geduscht wurde, waren der Fußboden und die Wände auf etwa einen Meter hoch gefliest. Davor hing ein geblümter Duschvorhang aus den 50er Jahren. Die Badezimmerarmaturen waren aus Plaste. Irgendwie verstanden die Faßreiters schon, dass das Haus renoviert werden sollte. Aber sie waren ja die meiste Zeit am Strand, und andere Häuser, wie zum Beispiel in der Putbuser Straße, waren in viel schlimmerem Zustand. Im Wohnzimmer, wo auch ein Kühlschrank stand, lockte der Fernseher. Irene bestand aber darauf, zunächst an den nur etwa 50 Meter entfernten Strand zu gehen.

„Ist das nicht schön? Schau dir diesen Strand an.“ Herbert war begeistert.

„Du hattest Recht. Wir hätten wirklich gleich hierher fahren sollen.“ Die Faßreiters waren sichtlich entspannt.

Der Rest der Woche verlief erholsam. Der Ostseewind vertrieb schnell die Wolken, das Meer bot immer Erfrischung, Herbert konnte endlich wieder Nachrichten sehen und einmal glaubten die Faßreiters sogar, ihre Tochter Beate im Fernsehen bei einer Reportage über Ibiza gesehen zu haben.

Es war endlich Urlaub.

KAPITEL 3

Mittwoch, 4. August 1993

Faßreiters hatten ruhige, sonnige Urlaubstage verbracht. Immer wenn Herbert während seiner Morgenlektüre am Strand seinen rechten Zeh in den Sand bohrte, dachte er an Herrn Degenwein. Er dachte daran, wie der kleine Pilzkopf vielleicht gerade jetzt einen der Auszubildenden anbrüllte, weil dieser die Konserven im Regal anders als sonst gestellt hatte.

Er griff nach der Zeitung und zitierte: „ Hör' mal: »Keine Gegenliebe für USA-Sofortaktion« Na, das kann ich mir vorstellen, dass **die** was dagegen haben. Die sind doch ...“

„Seit wann interessierst **du** dich für Politik?“ , unterbrach ihn seine Frau.

„Eigentlich nicht. Aber das gibt ja wohl irgendwie Krieg, da unten in Jugoslawien. Das ist immerhin bei uns in Europa.“

„Und das Wetter?“ Irene rückte ein Stück näher zu ihrem Mann.

„In Jugoslawien? Was weiß ich ..“

„Nein, bei uns natürlich. Du kannst aber manchmal auch ...“

„Du ...“ Herbert grinste seine Frau an und zwackte sie mit der Hand zwischen die Rippen. Nachdem sie sich ausgiebig durchgekitzelt und anschließend vom Sand befreit hatten, sahen sie sich tief in die Augen und dachten beide wortlos daran, dass es sie so glücklich macht, auch mit Mitte fünfzig albern wie zwei Teenager sein zu können.

„Christa kommt“, sagte Herbert.

„Wer ist Christa ?“, wollte seine Frau wissen.

„Christa ist das Tief, was kommen soll. Zumindest bis zum Wochenende.“

„Wir könnten ein paar Touren machen. Ich möchte gern einmal nach Kap Arkona“, schlug Irene vor.

Herbert war zufrieden: „Gut. Lass uns heute noch den Tag in der *Zwölf* verbringen, morgen können wir dann nach Kap Arkona fahren“

Der knallrot lackierte Strandkorb der Faßreiters trug die Nummer zwölf; für Herbert Grund genug, ihn auch so zu nennen.

Das italienische Restaurant an der Strandpromenade war gut besucht. Es war schon etwas frisch an diesem Mittwochabend. Irene trug ihr lindgrünes Sommerkleid mit dem weißen, etwas unmodernen Spitzenkragen. Es ging ihr kaum über die Knie. Eigentlich war es für ein Mini zu lang, aber kurz genug, um ihren Wunsch, doch lieber drinnen zu sitzen, zu erfüllen. Und im Grunde war es Herbert ebenso Recht; eine Erkältung bahnte sich an. Angesichts des schlechter werdenden Wetters störte ihn das kaum. So wie ihn Erkältungen eigentlich nie richtig störten. Er schloss den zweiten Knopf seines gelben Polohemdes und räusperte sich.

„Na?“, wurde seine Frau neugierig: „da bahnt sich doch wieder etwas an?“

„Und wenn schon. Du kennst das ja. Aber die Seeluft morgen wird genau richtig sein“, versuchte er sich zu verteidigen.

„Seeluft? Seeluft? Was haben wir denn die letzten Tage hier gehabt? Seeluft! Nichts anderes! Aber du musstest ja gestern Abend noch unbedingt ins Wasser ..“

„Nun lass doch“, unterbrach er seine Frau. „So schlimm wird’s schon nicht werden.“

„Prego“, unterbrach der italienische Kellner das Gespräch, nahm eins der beiden Weingläser in die Hand und goss den Pinot aus etwa einen Meter Höhe ins Glas, worauf dieser fast schäumend wie ein Prosecco treffsicher in dem hochstieligen Glas landete.

„Danke“, sagte Herbert wenig begeistert von der Show des braun gebrannten Südländers, den Irene viel interessanter fand, als seine Art, Wein einzuschenken.

Die *Spaghetti Frutti de Mare* waren so, wie man sie an einem Urlaubsort gewöhnt war: zu weich gekocht, die Sauce zu stark angedickt, und im Übrigen viel zu viel Nudeln für viel zu wenig Meeresfrüchte. Dafür aber zu teuer. Statt verärgert zu sein, erfreute sich Irene an dem Anblick des Kellners, der sich später als *Antonio* vorstellte.

„Tanken müssen wir morgen“, sagte Herbert zu seiner Frau, nicht zuletzt um ihre schwärmerischen Blicke Richtung Antonio zu beenden.

„So?“ Sie schien wie kaum anwesend.

„Ach du ...“ Herbert stand auf, ging Richtung Toilette, an Antonio vorbei: „die Rechnung bitte.“

„Ich habe mich benommen wie ein Kind, entschuldige.“ Irene hakte sich bei ihrem Mann ein. Auf dem Rückweg in die Margarethenstraße hatten sie einander verziehen, ohne dass es vorher zum Streit gekommen war.

Der Himmel war *balkenweise* bedeckt; es sah aus, als ob oben jemand einen Rollladen über die Welt zuzuschieben versuchte. Die Luft war klar, ein seichter Nordostwind ließ das Rauschen des Meeres allgegenwärtig sein.

Plötzlich kam ein lindgrünes Fahrzeug, offensichtlich ostdeutscher Herkunft allen Einbahnstraßen trotzend in die Marienstraße gefahren.

„Sag mal, sind die noch ..“ Herbert schnappte nach Luft: „Was bilden die sich ein!?“

„Vielleicht hat das was mit Jugoslawien zu tun?“ Irene suchte nach einer Erklärung: „Das war doch ein Militärfahrzeug. Na, und in den Nachrichten hieß es doch, dass wohl auch wir Deutschen ...“

„Mit so einer Abgasfabrik? Das stinkt ja jetzt noch! Ich glaub’ da haben selbst die Jugos modernere Fahrzeuge. Lass uns ins Bett gehen.“ Wenn Herbert müde wurde, mochte er sich manchmal selbst nicht. Aber Irene konnte sich auf eine Art bei ihm einhaken, dass ihm alle Kriege auf dem Balkan egal wurden.

am nächsten Morgen

„In Sassnitz ist eine Tankstelle, wir versuchen den Weg über Neu Mukran, vielleicht sind die mit ihrer dämlichen Baustelle fertig.“ Herbert hatte seine schwarze Cordhose angezogen, die Irene so gern an ihm mochte, weil sie wirklich gut saß.

Es war mild, aber bedeckt an diesem Donnerstagvormittag. Der Blick Richtung Norden verhiß Regen. Aber das kannte Irene noch von früher: gerade in den Morgenstunden sah es über dem Piekberg oft aus, als würde es ein Unwetter geben – eine Stunde später war dann schönster Sonnenschein. Onkel Heini hatte ihr damals etwas von Thermik zu erklären versucht – vielleicht war sie dafür noch etwas zu jung. Aber eins wusste sie noch genau: dass sie auf Rügen die frischeste, reinste Luft atmete.

Irene dachte wieder an das Plätschern des Boddens und daran, dass die Tankstelle doch früher zwischen Sagard und Lietzow gewesen sein musste.

Die Baustelle war tatsächlich wieder weg.

„Du, Reni ..?“ Herbert traute seinen Augen nicht.

- „Mmmh?“

- „Siehst du das?“

- „Was?“

- „Na das, worüber wir gerade fahren.“

- „Über die Straße, na und?“

„War hier nicht letzte Woche noch eine Baustelle?“ Herbert wurde ungeduldig.

- „Ja, wieso denn ? Oh-je – ich glaub's nicht.“

Die B 196 bzw. 196a war komplett gepflastert. Kopfsteinpflaster. In der Mitte der Straße etwa 35 cm höher als am Rand.

- „Du, ich glaub' das nicht. Das war doch alles asphaltiert und ausgebaut, letzte Woche.“

Auf halber Strecke hielt Herbert den Wagen an, sie stiegen aus:

- „Ist das jetzt neu, oder wieder alt, oder träume ich?“

Beide versuchten, das Pflaster zu begutachten, kamen aber zu keinem Ergebnis.

„Ist doch jetzt auch egal, lass uns weiterfahren.“ Irene setzte sich wieder ins Auto.

Eine Weile lief Herbert noch aufgeregt auf und ab. Immer wenn er etwas nicht zu erklären wusste, war er aufgebracht. Das hatte er von seinem Vater. Der alte Gustav war in dem Hamburger Geschäft an der Osterstraße manchmal so nervös auf- und ab gegangen, als wollte er alles, was sich plötzlich bewegte, erschießen.

Es begann zu regnen; Herbert setzte sich wieder in den alten Mercedes, seine Frau wartete bereits auf ihn.

„Nun mach doch dieses Gedudel aus!“, keifte er seine Frau an, und drückte auf die beiden Tasten des Autoradios, woraufhin die Udo Jürgens Cassette brav aus dem Schacht kam.

„Was ist denn los mit dir?“ Irene fühlte sich so wenig verstanden wie letzte Woche, als Herbert den Defekt seines Autoradios bemerkte.

Angesichts des inzwischen aufleuchtenden Tank-Symbols wurde er immer nervöser:

„Wer weiß, ob wir auf dieser verrückten Insel überhaupt noch Sprit kriegen.“

Wahrscheinlich haben die hier nur noch Zweitakter-Gemisch!“

„Zwei – was?“, wollte Irene wissen.

„Ach das Zeug, was die Trabis damals tanken mussten. Deswegen stinken die ja auch alle so. Wie der Lkw gestern Abend.“

Der Regen hatte aufgehört, Faßreiters näherten sich der Tankstelle in Sassnitz, und hinterm Piekberg schien tatsächlich bereits die Sonne zu scheinen. *Christa* hin oder her, gerade auf der Insel war das Wetter immer anders als erwartet.

Irene freute sich auf Kap Arkona, gerade weil sie dort als Kind nie gewesen war. Und fast noch mehr freute sie sich auf die Fahrt durch die Schaabe, dieses Naturschutzgebiet soll in Norddeutschland nahezu einzigartig sein; drei Seeadlerpärchen wurden in diesem Jahr gezählt.. Einerseits war ihr klar, dass sie sie nie zu Gesicht bekommen würde, andererseits hatte sie ein bisschen Sehnsucht nach unberührter Natur, ließ sie doch vielleicht ein paar Erinnerungen an glückliche Kindheitstage wach werden. Sie musste wieder an den kuriosen Auftritt des alten Puvogel denken. Und sie dachte an Onkel Heini, wie sie ihn in der Erinnerung hatte. Er war für sie nun endgültig Vergangenheit.

„Na ganz toll!“ Herbert kam wütend mit einem Kanister in der Hand zum Auto zurück: „für *Westler* hat man hier in Zukunft keinen Sprit mehr!“

„Für wen?“ Irene verstand gar nichts.

„Na hier.“ Herbert deutete auf den 5-Liter Kanister in seiner Hand: „das soll angeblich der Rest sein. Wie ich schon sagte: nur noch Trabi-Gemisch! Oder Diesel. Die wollen hier wohl jetzt alles verpesten! Also Kap Arkona kannste knicken! Wir können froh sein, mit dem Rest nach Stralsund zu kommen, dort gibt’s vielleicht noch normale Tankstellen! »*Westler*«, was für’n Ausdruck überhaupt!“

Wortlos schaute Irene aus dem Seitenfenster und begann still zu weinen. So sehr hatte sie sich auf diesen Ausflug gefreut, hatte extra ihr hellblaues Kleid angezogen, was Herbert so gern an ihr mochte. Und wegen irgendeiner Benzinsorte sollte das nun nichts werden.

„Reni.“ Herbert hielt den Wagen an, drehte sich zu seiner Frau herum und nahm sie in den Arm:

„Ich kann doch auch nichts dafür, dass die hier alle verrückt spielen. Ich mach’ dir einen Vorschlag: wir fahren jetzt zurück nach Binz, werden bei Antonio `nen Happen essen gehen, und heute Abend fahren wir nach Stralsund, werden dort tanken und richtig schick ausgehen. Ich werde diesen dämlichen Kanister gleich mit füllen – dann können wir morgen nach Kap Arkona!“

Irene schluckte die letzten Tränen herunter, lächelte ihren Mann an und gluckste: „Na klar.“

Auf dem Rückweg trällerte Udo Jürgens, dass *mit 66 Jahren das Leben* wohl erst *richtig anfangen* würde. Das beruhigte Beide ein wenig. Und dabei war ihnen sowohl Wetter, als auch Straßenpflaster egal.

»Wir haben doch uns«, hatte Herbert einmal gesagt, als 1973 das Haus an der Osterstraße verkauft wurde und er die überhöhten Mieten nie hätte zahlen können. Das war damals ein Trost. Und ein bisschen musste Irene heute wieder daran denken.

„Der ABV war hier, ums Hausbuch einzusehen – Ihr Eintrag fehlt noch!“ Die Pensionswirtin an der Margarethenstraße war offensichtlich nicht da. Diese Dame, vielleicht ihre Vertretung, machte einen verärgerten Eindruck. Sie trug eins von diesen geblühten Kleidern, wie Irene sie auch hatte. Aber der taubenblaue Kittel darüber sah aus, als hätte sie ihn von der Großmutter geerbt.

Der oberste der Holzknöpfe musste wohl einmal ausgetauscht worden sein – er war der einzige, dessen graue Stoffbespannung noch nahezu unversehrt war.

„Der AB-was?“, wollte Herbert wissen, als ein athletisch wirkender Mann von Mitte Dreißig um die Ecke kam und von der Wirtin vorgestellt wurde:

„Das ist der Genosse Wachtmeister, unser neuer ..“

„Oberwachtmeister, Genossin Burkhard“, korrigierte der schwarzhaarige Mann mit dem eigenartigen Akzent.

„Natürlich“, gab diese kleinlaut von sich. „Also der Oberwachtmeister ist unser neuer ABV, unser neuer Abschnittsbevollmächtigter.“

„Na, und? Was interessiert mich das? Wo ist eigentlich unsere Wirtin?“ Herbert nahm seine Frau an die Hand und ging die Treppe hinauf.

„Also hören Sie! Sie müssen doch ..“

„Na, lassen Sie nur, Genossin Burkhard“, beschwichtigte der Uniformierte, von dem Herbert glaubte, ihn schon einmal gesehen zu haben.

„Herbert?“, sagte Irene, die sich inzwischen auf einem der beiden kleinen Mahagonistühle hingesetzt hatte, die brav vor dem dazu passenden Tisch gegenüber dem Bett vor dem Fenster standen.

„Ja?“, antwortete er aus dem Badezimmer.

„Ich möchte nicht mehr nach Kap Arkona.“ Ihre Stimme begann zu zittern.

Statt den zweiten, freien Stuhl zu benutzen, hockte er sich, mit halbfertiger Rasur vor seine Frau und blickte sie sorgenvoll an.

„Ich habe Angst.“ Sie stützte ihre beiden Ellenbogen auf den freien Tisch und senkte ihren Kopf in die zu Fäusten geballten Hände. „Hier stimmt etwas nicht. Die Straße, das mit dem Sprit und nun der ABV ..“

„Was um alles in der Welt **ist** ein ABV?“ Herbert setzte sich nun doch auf den zweiten Stuhl. Er hatte die Jalousie heruntergelassen, als ob das Gespräch dadurch privater würde.

„Der ABV“, fuhr Irene fort: „Ist eine von den vielen Abkürzungen aus der DDR. So wie ja DDR auch eine Abkürzung ist. Es steht für Abschnittsbevollmächtigter. Das sind – Irene kam ins Stocken: „also waren, ich meine, sie sollten so der *bürgernahe Beamte* sein – denen eben ein Bezirk, also ein Abschnitt zugeteilt wurde.“

„Ja, das ist ja schön.“ Herbert konnte manchmal einen fast zickigen Unterton haben: „und was will der gute Mann von uns?“

Irene stand auf, ging zur Minibar und servierte sich und ihrem Mann ein Bier.

„Ja, weißt du“, fuhr sie fort: „in Wirklichkeit ist, war, ach – wie auch immer. Der ABV ist meist ein Wachtmeister, Oberwachtmeister, oder ..“

„Die blöden Dienstgrade interessieren mich nicht!“, unterbrach sie Herbert: „also quasi der Stasi-Spitzel vor Ort – Stasi zum Anfassen, oder wie darf ich das verstehen?“ Herbert wurde ungeduldig und konnte seinen Sarkasmus nicht verstecken.

„Also formell war die VP dem Ministerium des Innern unterstellt, nur dass ..“

„Stasi. Sag ich doch.“ Herbert warf sein Leinensakko lässig über die Schultern, nahm seine Frau bei der Hand und sagte:

„Komm, wir gehen zu Antonio. Da kommen wir auf andere Gedanken. Und morgen fahren wir erst einmal nach Stralsund.“

Eigentlich wollte Irene ihrem Mann noch eine ganze Menge erzählen und erklären. Aber irgendwie hatte sie auch Hunger.

Freitag, 6. August 1993

Christa zeigte, was in ihr steckte; auf dem Weg nach Stralsund regnete es. Die Straße war schlecht; Faßreiters wussten nicht, ob es das Wetter war, oder sich auch diese Straße »verändert« haben sollte. Fast den ganzen Weg schwiegen sie.

Stralsund wirkte grau im Regen. Die vielen Schilder, auf denen Immobilien und Geschäfte zum Kauf angeboten wurden, waren nahezu alle verschwunden.

Den Wagen am Neuen Markt abgestellt, stiegen sie aus, schlugen beide den Kragen ihrer dunkelblauen Regenjacken hoch und trotzten dem Wetter. Irene hakte sich bei ihrem Mann ein, legte einen kleinen Schritt zu und grinste ihn an:

„Na komm. Wir werden sicherlich etwas Schickes finden, wo wir `nen Happen essen können.“

„Hier? Ich weiß nicht.“ Herbert war skeptisch.

Der Regen ließ nach, ein süßlicher Geruch von verbrannter Braunkohle zog durch die Straßen. Die vielen Schornsteine auf den dicht aneinanderstehenden, alten Häusern waren ihnen auf der Hinfahrt gar nicht aufgefallen; manche Häuser sahen aus, als ob sie um ein langes Bataillon von Schornsteinen herum gebaut worden wären. Die Straße war schmutzig und mit Schlaglöchern übersät. Aus kaum einem der Fenster kam ein Lichtschein; viele hatten braune Holz-Rolläden, die kaputt, wie sie waren, schief in den Fenstern hingen.

Am Ende der Frankenstraße sah Irene auf der gegenüberliegenden Seite ein Schild: »Fische« stand in großen schwarzen Lettern auf drei aneinandergeschraubten Glasplatten mit hellgrünem Untergrund. Daneben ein kleiner Karpfen mit ein paar Luftblasen. Die Glasplatten waren insgesamt etwa fünfeinhalb Meter breit und nahmen die ganze Fassadenfront ein.

„Och Mann“, sagte Herbert, als sich herausstellte, dass es sich um ein Fischgeschäft handelte, was obendrein geschlossen war.

„Wollen die hier nicht einmal Freitags Fisch verkaufen?“, fragte er provokant, als ihn Irene antippte:

„Da.“ Sie streckte ihren Finger zu einem anderen Schild ähnlicher Machart aus:

»Gastmahl des Meeres« stand dort.

„Bitte kommen Sie ...“, sagte die nicht mehr ganz junge Frau, die ihr Haar streng nach hinten gekämmt und mit mehreren Haarnadeln zusammengesteckt hatte. Sie war blass und trug ein billiges Make-up. Dass die Faßreiters viel lieber am Fenster gesessen hätten, wurde von der Kellnerin in dem eigentlich etwas zu engen Rock völlig ignoriert. Im Gegenteil: sie starrte sie an, als kämen Herbert und Irene aus einer anderen Welt. Und ein bisschen fühlten sie sich auch so.

Das Lokal glich einem etwas zu klein geratenen Speisesaal. Der Fußboden war mit hellem Linoleum ausgelegt, an der Wand hinter ihrem Tisch stand ein dicker, grau lackierter Heizkörper. Die Farbe blätterte ab, und man sah, dass er wohl schon seit 30 Jahren oder länger dort stand. Die Wände waren bis auf etwa eineinhalb Metern Höhe mit hellbraun lackiertem Holz verkleidet, darüber glänzte blätterige Ölfarbe. Die neun Tische teilten sich vier kronleuchter-ähnliche Deckenlampen im Stil der 70-er Jahre. Von den jeweils fünf Glühlampen waren im Schnitt eineinhalb kaputt.

Aus der Küche hörte man heftiges Topfgeklapper, und das ganze Lokal war ausgefüllt vom Geruch abgestandener Dillsauce.

»Verdammt, noch so 'ne Ossi-Tante«, dachte Herbert, ohne sich aber seine Gedanken anmerken zu lassen. Für ihn hatten (fast) alle ostdeutschen Frauen zumindest die gleiche Kopfform.

Der Kopf wurde nach unten hin schmaler, was oft durch ein leicht hervorstehendes Kinn unterstrichen wurde. Meist hatten sie noch einen etwas leidenden Gesichtsausdruck. Er redete sich irgendwelche slawischen Ursprünge dazu ein, um dem Phänomen einen Namen zu geben. Noch ehe er sich darüber Gedanken machen konnte, ob ihm seine Vorurteile gefielen oder nicht, knallte die Serviererin den Teller vor ihn auf den Tisch. Der Dorsch war frisch, die Kartoffeln völlig verkocht, der Wein gut, aber viel zu warm. An den Nebentischen saßen ein paar weitere Gäste, die sich offensichtlich sehr für die Anwesenheit von Herbert und Irene interessierten.

„Ich möchte nach Hause“, sagte Herbert in ruhigem Ton zu seiner Frau.

Kaum eine halbe Minute später präsentierte die Kellnerin die handgeschriebene Rechnung. Sie bedankte sich überschwänglich für die Zahlung, und Faßreiters merkten gar nicht, dass alle anderen Gäste aus dem Lokal ihnen hinterher sahen, bis sie das Lokal verlassen hatten.

Das Wetter hatte sich beruhigt, die Regenwolken waren verschwunden, und ein wenig ließ sich die Nachmittagssonne blicken. Herbert sah einen kleinen Käfer auf dem Dach des weißen Autos. Er lag auf dem Rücken und strampelte wie wild mit den Beinen.

„He“, sagte er nur und pustete ein wenig auf das kleine Tier. Der Käfer landete wieder auf den Beinen, und hob einen Moment später mit kräftigem Flügelschlag ab.

„Herbert?“ Irene klang besorgt.

- „Ja, Reni – was ist?“

- „Du sagtest, du möchtest nach Hause.“

- „Ja, wieso?“

- „Na, was genau meinst du damit – nach Hause?“

- „Das will ich dir ganz genau sagen!“ Herbert wurde lauter:

„Ich will jetzt erst einmal nach Hause in diese dämliche Pension, wo dieser ABM sitzt ..“

„ABV“, versuchte seine Frau ihn zu korrigieren.

„Und dann“, fuhr er fort: „werden wir morgen abreisen – und zwar richtig nach Hause, nach Hamburg ! Und beim nächsten Urlaub machen wir das so, wie unser schlaues Töchterlein: da fliegen wir ans Mittelmeer!“

Herbert holte tief Luft, die er dann mit einem lauten »Ppppppschsch« wieder ausließ. Dabei ließ er sich genüsslich in den Fahrersitz fallen.

„Komm’n se doch heut Abend runter – es jibbt »een Kessel Bunt«“, sagte die nicht mehr ganz nüchterne Pensionswirtin, die plötzlich wieder aufgetaucht in fast genauso schrecklicher Aufmachung zu betrachten war, wie ihre Vertretung.

„Will die uns zum Gulasch einladen?“ fragte Herbert seine Frau.

- „Das ist eine Fernsehsendung – so’ne Show.“

- „Nie gehört.“

- „Hat’s ja bei uns im Westen auch nicht gegeben. Weiß’ auch nicht, wieso das jetzt wieder läuft.“

- „Danke, nein – wir wollen noch einen Strandspaziergang machen und dann früh ins Bett.“ Etwas tänzelnd schritt Irene mit einem breiten Lächeln an ihr vorbei, bevor sie flugs die Treppe hinaufeilten, um sich auf dem Zimmer ein wenig auszuruhen.

Bei Antonio gab’s Lasagne, da war nicht viel falsch zu machen. Und mit dem Chianti hatten Faßreiters bereits gute Erfahrungen gemacht.

„Du Herbert?“ Irene machte einen dieser melancholischen Gesichtsausdrücke. Das bedeutete, dass sie etwas haben wollte. Oft war es eine gemeinsame Kaufentscheidung, manchmal auch Sex. Aber heute Abend schien es ihr um etwas Anderes zu gehen:

„Du erinnerst dich doch noch an den Nachmittag am Müggelsee vor zwei Jahren, als wir mit meinen Eltern spazieren waren.“

„Na klar. Wir haben letzte Woche noch darüber gesprochen. Dort hast du diesen schrägen Typen getroffen. Warum? Wieso, wer war denn das?“ Herbert nahm das letzte Stück Weißbrot aus dem Korb und tunkte es in den Rest Soße von Irenes Teller.

„Ich hab' dir doch mal von Karl erzählt, von früher. Du weißt doch, der Sohn von Tante Hiltrud ...“ Irene wurde etwas verlegen.

„Dein Cousin, der dich damals gef .. entschuldige. **Der** war das?“ Herbert wurde neugierig.

- „Nein, war er nicht. Dieser Typ hatte sich überhaupt nicht vorgestellt, schien aber ganz genau zu wissen, wer ich bin. Und er hat behauptet, dass Karl noch lebte und mich sehen will.“

- „Das ist doch verrückt. Ich denke, der hat sich erhängt?“

- „Genau weiß ich es auch nicht. Aber als ...“

„Warum ist das jetzt wichtig? Das ist zwei Jahre her! Oder hast du den Typen schon einmal wieder getroffen?“

„Nein.“, sagte sie, zweifelnd, ihren Mann mit weiteren Fragen belästigen zu können.

„Denn lass uns jetzt wirklich noch am Strand ein bisschen frische Luft schnappen – wir haben morgen eine lange Reise vor uns.“ Herberts Worte konnten manchmal etwas Endgültiges haben. Etwas, was es nicht mehr zu diskutieren galt.

Irene nahm ihre Schuhe und ging barfuss am Strand. Weiter unten hörte man Gelächter von ein paar Teenagern, die sich drei Strandkörbe zusammengestellt hatten.

Die Urlaubsstimmung war kaputt, die Ereignisse der letzten Tage einfach unerklärlich. Irene packte schon wieder das schlechte Gewissen. Sie gab sich Schuld an all diesen Dingen, die schief gelaufen waren. Und sollte Karl tatsächlich wieder auftauchen, gäb's mit Herbert auch noch einen Riesenkrach. Mühsam schluckte sie Ihre Tränen herunter und dachte, dass vielleicht alles wieder gut würde, wenn sie doch erst wieder in Hamburg wären.

Sie hakte sich bei Herbert ein und war froh, um kurz nach halb elf die Bettdecke sich über den Kopf ziehen zu können.

KAPITEL 4

am nächsten Morgen

Vom lauten Geknatter der »Ifa« - Militärfahrzeuge wurde Irene gegen halb acht wach. Sie schob den Vorhang beiseite, ließ den Blick über die Ostsee schweifen und nahm freudig den Frühnebel zur Kenntnis, der besseres Wetter verheißen sollte. Die blauen Rauchschwaden der vorbeiziehenden Lkw *überroch* sie absichtlich. Binz war wie verhüllt in einem Dunst aus Nebel, Abgasen, frischer Seeluft und dem süßlichen Geruch von Braunkohleöfen.

Anderthalb Wochen waren seit ihrer Ankunft auf der Insel vergangen. Heute war nun Abreisetag, Herbert hatte bereits einen Großteil des Gepäcks verladen.

„Geh nur, wir treffen uns um halb neun zum Frühstück.“, sagte er, als sie ihn fragte, ob sie an diesem letzten Morgen noch einen letzten Strandspaziergang machen könnte.

Was war nur geschehen? All diese merkwürdigen Dinge, all diese komischen Leute.

Irene hatte das Gefühl, eine Zeitreise in die Vergangenheit zu machen. Sie dachte wieder an den alten Puvogel. Und sie dachte an Karl. Was hatte er nur getan? Hatte er etwas getan? Lebt er wirklich noch? Irene kam aus dem Grübeln nicht heraus, schleifte barfuß durch den Sand, den einen Fuß immer kreuzweise vor den anderen setzend. Sie freute sich auf die Rückfahrt. Wenn sie endlich diese Insel verlassen würden. Hektisch beeilte sie sich auf dem Rückweg, um bald wieder bei der Pension zu sein. Sie machte ein paar größere Schritte, als ihr plötzlich ein großer, uniformierten Mann gegenübertrat:

„Na – Bürgerin?“ Der große, kräftige Mann sah sie fragend an.

Irene brachte kein Wort heraus, dachte spontan an 1958, als sie am Bahnhof Alexanderplatz seelenruhig in den Westen ging. Damals waren dort auch überall solche Männer. Plötzlich hatte sie Angst; ihr Herzschlag geriet ins Stolpern.

„Ich, ähh ..“ stammelte sie.

„Nun gehen Sie, Bürgerin.“ sagte der Mann in ganz ruhigem Ton, der auf Irene wie ein Befehl wirkte.

„Da bist du ja.“ empfing Herbert sie freudig, nachdem sie mit all ihrer Kraft die letzten 800 Meter bis zur Pension gerannt war.

„Du bist ja ganz aus der Puste. Komm, lass uns frühstücken.“

- „Ja, gern.“

Im Frühstücksraum wurde offenbar schon länger nicht gelüftet; Irene sprach später vom »Geruch von abgestandenen Mottenkugeln«, was auch immer sie darunter verstehen mochte. Die dicht aneinander gestellten Holzstühle waren für die schmalen Tische eigentlich etwas zu wuchtig. Sie hatten keine Armlehne und wirkten wegen der hohen Rückenlehne fast wie Stühle aus einem Sitzungssaal. Der Raum war geteilt durch eine hölzerne Ziehharmonika – Trennwand, hinter der Tellergeklapper zu hören war.

„Wie geht es dir?“, fragte Herbert lieb, während er die geblümete Porzellanvase mit den Kunstblumen beiseite stellte und nach ihrer Hand griff.

„Ich weiß auch nicht.“ Irene war noch immer durcheinander.

„All diese Dinge hier – ist das die Insel? Was ist hier nur los? Lass uns abfahren. Hast du schon bezahlt?“ Sie nahm den letzten Schluck Kaffee aus der Tasse und blickte ihren Mann fragend an.

- „Das wollte ich.“

- „Wie?“

- „Na, zahlen.“

- „Und ? Hast du nicht?“

- „Nein. Ich verstehe das auch nicht. Die Wirtin sagte, es sei schon in Ordnung.“

- „Bitte? ich höre wohl nicht richtig?“

- „Mein Gott ! Jetzt weiß ich auch wieder, woher ich den Kerl kenne!“ Herbert ließ seine leere Kaffeetasse laut auf die Untertasse fallen.

- „Sprich nicht in Rätseln, Herbert ! Welchen Kerl?“

„Psscht.“ Herbert legte seinen Zeigefinger auf die Lippen.

„Na diesen komischen ABM von gestern“, sagte er selbst nun auch wesentlich leiser.

„ABV. Wieso? Kennst du den?“

„Wenn mich nicht alles täuscht ..“ Herbert drehte sich kurz herum, weil er von der zugezogenen Ziehharmonikatür ein Geräusch gehört zu haben glaubte:

„Dann ist das der Druhnwal. Der ...“

„Aus dem Hotel Schneider?“ Irene war aufgeregt: „Das ist Bea’s Lehrmeister! Oh Gott, was ist mit unserer Tochter?“

„Nun setz’ dich wieder!“, sagte Herbert in bestimmenden Ton zu seiner Frau, nachdem diese aufgeregt aufgestanden und zu den Fenstern auf–und abgegangen war.

„Ich verstehe das alles nicht.“ Irene hatte sich wieder gesetzt, kopfschüttelnd blickte sie zu Herbert:

„Wenn ich geahnt hätte ... bist du wirklich sicher?“

- „Nein. Natürlich nicht. Vielleicht hast du ja Recht, vielleicht sehe ich auch schon Gespenster. Ich bin doch genauso verwirrt. Komm, lass uns abreisen, bevor die sich das hier mit dem Geld anders überlegen.“

Ohne sich weiter zu verabschieden, fuhren Herbert und Irene fort.

Die Straßen waren ruhig an diesem Sonnabendvormittag; problemlos kamen sie über den Rügendamm Richtung Stralsund. Irene blickte über das Wasser des Boddens.

„Was wollen die hier alle?“ fragte Herbert, als ihnen ein paar Militärfahrzeuge entgegenkamen.

- „Vielleicht eine Übung?“ Irene tat so, als interessierte sie es nicht. Herbert kannte sie aber gut genug, um ihre Nervosität zu bemerken:

„Reni, ich hab mich mit dem Druhnwal bestimmt getäuscht. Komm – wir fahren jetzt nach Hause, nach Hamburg. Du wirst sehen, dass alles in Ordnung ist. Und Bea kommt nächste Woche auch nach Hause; die wird staunen.“ Er schob die Cassette ins Autoradio, woraufhin Udo Jürgens ganz sicher von sich gab, dass *immer immer wieder die Sonne aufgeht*.

»Wie passend«, dachte Irene, ohne etwas zu sagen.

Die Straße hatte Herbert in besserer Erinnerung, aber es war kaum Verkehr, sodass sie recht zügig vorankamen. Kurz hinter Löbnitz staute es sich dann doch plötzlich.

„Mist.“ sagte Herbert und schlug mit der rechten Faust auf das Lenkrad: „Schon wieder so eine blöde Baustelle! Wieso wird denn das hier nicht ausgeschildert. Manchmal fühlt man sich wirklich wie in der DDR.“

„Das sieht mir nicht nach Baustelle aus“, erwiderte seine Frau: „sieh doch nur all die Polizisten.“

Ein paar hundert Meter weiter verengte sich die Straße auf eine Spur; ein Verkehrspolizist hielt einen grün - weiß gestreiften Stab in der Hand, mit dem er die Fahrzeuge durchwinkte oder auf den holperigen Parkplatz verwies. Es hatte ein wenig zu regnen begonnen, dadurch war die Straße nicht nur holperig, sondern auch noch rutschig. Der Polizist trug an den Unterarmen weiße Stulpen und eine schwarze Umhängetasche. Er wirkte wie verkleidet.

„Na, auch das noch“, sagte Herbert, als sie rechts auf den Parkplatz heraus gewinkt wurden. Dort standen etwa 15 Fahrzeuge in einer Kolonne, in die sie sich einzureihen hatten.

„Was kontrollieren die hier?“, wollte Herbert wissen: „Alkohol? Am helllichten Tag?“ Sie kurbelten beide ihre Scheiben halb herunter und sahen sich um. Irene bemerkte eine Gruppe von Uniformierten. Sie sprachen russisch miteinander.

„Herbert? Irene drehte ihre Scheibe wieder hoch.

- „Ja?“

„Dreh du auch mal eben wieder hoch“, sagte sie und deutete auf die Kurbel der Fensterscheibe.

„Was ist hier los? Was soll das?“ Herbert wurde ungeduldig.

„Genau weiß ich das auch nicht. Jedenfalls kontrollieren die hier nicht wegen Alkohol.“ Irene griff sanft mit ihrer linken Hand an Herberts rechten Unterarm, mit dem er das Lenkrad fest hielt: „Lass mich mit dem Polizisten sprechen.“, sagte sie in ganz ruhigem Ton.

„Na, wenn der denn mit dir reden will ..“ Herbert war skeptisch.

- „Ich versuche es.“

Die Kontrolle ging recht rasch voran, und der Regen ließ nach. Faßreiters kurbelten ihre Scheiben wieder herunter, als sie zu dem Polizisten kamen.

„Guten Tag.“ Irene lächelte ihn vorsichtig an, als sie und auch der Polizist bemerkten, dass sich zwei weitere Männer dem Wagen näherten. Einer davon war aus der Gruppe, die sich auf Russisch unterhielten. Er schob den Polizisten ein wenig beiseite, lehnte sich zu Irene herunter und fragte mit stark russischem Akzent:

„Na, Frau Faßreiter – woher kommen sie?“

„Rügen.“ Irene hatte das Gefühl, ihr Hals sei ausgetrocknet. Gleichzeitig verspürte sie ein fast elektrisierendes Kribbeln, was vom Herz, durch den Unterleib bis in die Füße und wieder zurück kam. Woher kannte der Russe ihren Namen?

„Touristisch.“, ergänzte sie dann dem etwas süffisant grinsenden Mittvierziger mit den dunklen Augen. Das Wort kannte sie noch aus Berlin, als sie und ihre Mutter vor dem Mauerbau ab und zu die Sektorengrenze passierten.

„Wir wollen“, stotterte sie weiter: „Nach Berlin.“

„Ah – zu Mama – nach Köpenick.“ Der Russe stellte sich wieder gerade hin, grinste das ganze Auto an und hob seine linke Hand, winkte, und verschaffte ihnen freie Fahrt.

Wie versteinert setzte Herbert wortlos den Wagen in Bewegung. Erst nach etwa 500 Metern, die beiden wie eine kleine Ewigkeit vorkam, brüllte Herbert los:

„Was in Gottes Namen ist das hier? Woher kennen die dich? Woher wissen die – ach überhaupt: wieso wollen wir nach Berlin? Was für'n Quatsch – wir wollen nach Hamburg!“

„Ach Herbert, ich ...“, versuchte sie ihren Mann zu beruhigen.

„Lass mich in Ruhe – ich habe jetzt schlechte Laune!“

An diesen Satz erinnerte sich Irene nur gar zu gut: Es war Mitte der Siebzigerjahre – Herberts Vater Gustav war gerade ein paar Wochen tot. Sie hatten am *Borner Stieg* in Hamburg Gustavs altes Zimmer entrümpelt, als Irene die alte SA-Uniform des Vaters fand und wegwerfen wollte. Sein Tod war wohl noch nicht lang genug her – es gab jedenfalls heftigen Streit. Und nachdem Herbert »*Lass mich in Ruhe – ich habe jetzt schlechte Laune*« gesagt hatte, nahm sie ihn in den Arm, um ihn zu beruhigen. Er stieß sie dann aufs Bett und hatte den Rest des Tages nicht mehr mit ihr gesprochen.

Irene hasste nichts mehr, als diese Art der Strafe. Und dazu noch Strafe für Taten, an denen sie sich unschuldig glaubte. Sie hätte verstehen können, wenn ihm damals die Hand ausgerutscht wäre – schließlich war die Trauer um den Vater noch sehr tief. Aber seine Art, sie wie Luft zu behandeln, verletzte sie tief. Glücklicherweise hatte Herbert diesen Satz in den vergangenen Jahren nicht oft gesagt – es war dann auch nach einer Stunde wieder alles in Ordnung.

Und so eine Stunde sollte es an diesem Tag wohl auch sein. Weit hinter Rostock, längst auf der Autobahn, passierten sie die Abfahrten zur Müritz. Obschon kaum Verkehr war, wurde das Tempo auf 100 km/h begrenzt. Und Herbert nahm es mit Verkehrsschildern immer sehr genau; er fuhr exakt 100 km/h. Am Dreieck *Wittstock/Dosse* sahen sie ein großes Schild: »Plaste und Elaste aus Schkopau«

„Irene ..?“ Herbert hatte einen bestimmenden, fragenden Ton.

„Ja, Herbert,“ Sie tat, als sei nichts gewesen: „was denn?“

„Irgendwas stimmt hier doch nicht, oder?“ Entgegen seinen ganzen Prinzipien trat Herbert aufs Gas und kümmerte sich nicht ums Tempolimit.

„Ja, ich glaube ...“, versuchte sie stotternd einen Anfang: „du fährst so schnell, plötzlich.“

-„Genauso schnell, wie auf der Hintour. Die können doch nicht hier innerhalb von noch nicht einmal zwei Wochen alle Verkehrsregeln ändern.“

- „Sicher.“

„Sicher“, äffte er sie nach. „Was ist hier denn noch *sicher*?“

Herbert fuhr mit 190 km/h über die fast leere Autobahn, als kurz vor dem Schweriner Kreuz sich die Fahrbahn auf eine Spur verengte und ihm zum Bremsen zwang.

»1000 Meter letzte Ausfahrt Schwerin – Transitstrecke Hamburg gesperrt«

Es stand in großen, weißen Lettern auf blauem Grund beidseitig der Straße. Die Schilder waren vielleicht 1,80 x 3,00 Meter groß; Herbert und Irene hatten jedoch den Eindruck, dass diese Schilder die größten waren, die sie je erblickt hatten.

Im Kern des Autobahnkreuzes stand ein phallusartiger Wachturm, aus dem sie sich beobachtet fühlten.

„Also gut.“ Herbert atmete tief durch, kurbelte die Scheibe herunter und wieder hoch. Es kam in den wenigen Momenten die Art Sommerluft ins Auto, an die sich Irene aus ihren Kindheitstagen zu erinnern glaubte. Sie dachte in all den Jahren danach, diese Art von Luft wäre *ausgestorben*. Als Kind war sie oft barfuß durch die Alleen gelaufen; gerade, wenn es geregnet hatte, gaben Kopfsteinpflaster, Felder, Blumen und Bäume einen Duft von sich, der sie glücklich machte. Und Mückenstiche. Mückenstiche gehörten unbedingt dazu.

„Ich weiß ja nicht,“ fuhr Herbert fort: „warum die *TRANSIT*strecke nach Hamburg gesperrt sein soll.“ In seiner Betonung lag eine Mischung aus Sarkasmus und Verzweiflung.

„Ilonas Tochter arbeitet jedenfalls im »Mecklenburger Hof« in Schwerin. Dort können wir heute vielleicht unterkommen.“

- „Ilona?“

- „Ilona Heimann. Die Kollegin aus der Spielzeugabteilung.“

- „Ach ja.“

Herbert bekam Heimweh. Er dachte ans Kaufhaus, an den kleinen Pilzkopf und all die Krämerseelen aus der Geschäftsleitung. Wenn er doch das nur alles ganz schnell wiederhaben könnte, statt sich hier möglichst unauffällig um Quartier bemühen zu müssen.

Der »Mecklenburger Hof« lag schräg gegenüber dem Bahnhof; ein alter Neonschriftzug, von dem einige Buchstaben wegen der offensichtlich kaputten Röhren blinkten, verhiess »Café und Weinstuben«. Dieses brummende Geräusch von halbkaputten Neonwerbungen hatte etwas Gespenstisches. Die Buchstaben waren mit Insekten verklebt.

Die Fassade war grau und verfallen; am Rest des erhaltenen Außenstucks sah man, dass dies wohl einmal ein prächtiger Bau gewesen sein musste.

„Da sind se ja“, sagte die junge Frau an der Rezeption.“ Sie trug blonde lange Haare, war hübsch, hoch gewachsen und entsprach überhaupt nicht dem Bild, was Herbert von den »Ossi-Tanten« hatte.

„Wir werden erwartet?“ Normalerweise kniffen sich Herbert und Irene gegenseitig in den Po, wenn sie wieder einmal etwas gleichzeitig sagten.

„Na, die Tina ist ja nicht da, heut Abend. Die ist doch mit ihrem neuen Freund im Kulturhaus. Aber als der Anruf aus Spanien kam, da wusste ich ja, was los ist.“

„Anruf aus Spanien?“ Irene beugte sich über den schmalen Rezeptions-Tresen, auf dem eine Glasplatte lag. Darunter waren ein paar vergilbte Prospekte vom Schweriner See zu sehen. Sie blickte die junge Frau neugierig an.

- „Na von dieser Insel da ... Ibiza.“

Dieser Name traf Irene ins Herz.

„Beate! Was hat sie gesagt? Wie geht es ihr? Was ...“

„Reni – beruhige dich.“ Herbert nahm seine Frau in den Arm.

„Na, ick gloob, det is ooch besser. Hier sind ihre Schlüssel. Erster Stock.“ Die Hotelangestellte überreichte Herbert den Schlüssel und sagte: „Die junge Frau am Telefon sagte nur, dass ich für Sie ein ordentliches Zimmer bereithalten sollte. Dann war det Jespräch zu Ende. Sie sind doch die Hamburger, oder?“

- „Jaja, Danke“ Herbert nahm seine Frau und ihre Reisetasche in jeweils einen Arm. Dann gingen sie zur Treppe. Irene befand, die Stimme des Blondchens war kaum zu ertragen.

„Ach! Eens noch ...“

Aufgeregt drehten sich Faßreiters herum, blickten mit erwartungsvollen Augen auf die Hotelangestellte und bettelten wortlos um jede Information, die sie über Beate bekommen könnten.

„Wenn se irjendjemand frajen sollte: se kommen wejen des Konzerts morjen in der Bibliothek, klar?“

- „Klar, Danke“, erwiderte Herbert mit fast zitternder Stimme bei dem Versuch, sich seiner Aufregung nichts anmerken zu lassen.

Auf der Fensterbank stand ein altes, lindgrünes Radio. Lautsprecher und Anzeige waren fast dreieckig gestaltet; an der Seite stand »Ilona«.

-„Na, schau: wenn **das** kein Zeichen ist..“

-„Na und? Deine Kollegin ist in Hamburg und wir sind in der DDR! Scheiße noch mal!“

Irene wurde wütend:

„Stell' das blöde Radio weg – sind eh' keine Batterien drin!“

Herbert gehorchte; er fühlte sich ratlos, leer, ein bisschen verlassen, hilflos. Es waren tatsächlich keine Batterien in dem alten Radio.

In der DDR. Wieso war sich Irene so sicher? Gut, es deuteten wirklich alle Zeichen darauf. Aber wie konnte das sein? Die Zeit war doch nicht zurückzudrehen. Oder hatte seine Frau damit etwas zu tun? Was hatte es mit der Polizeikontrolle auf sich? Wer war der Russe, der Irene offensichtlich kannte? Ihn quälten die Gedanken.

Draußen bollerte eine späte Straßenbahn über die flachen Schienen. Die Wagen waren beige, teilweise taubenblau lackiert. Nur wenige Menschen waren noch unterwegs.

„Weißt du, was für ein Konzert morgen in der Bibliothek gegeben wird?“, wollte er schließlich von seiner Frau wissen.

„Nein. Komm – lass uns schlafen gehen. Morgen fahren wir nach Köpenick zu meinen Eltern. Dann sehen wir weiter.“

KAPITEL 5

Sonntag, der 8. August 1993

„Aufmachen! Polizei!“

Lisa und Paul Wessels hatten gerade gefrühstückt.

Der junge Mann in dem grauen Anzug stellte sich nicht vor. Ein Anderer in Uniform brüllte irgendetwas von Genosse sowieso und nannte einen militärischen Rang.

Lisa hatte gerade ihr Frühstück beendet und wollte sich, wie sonntags immer, um ihre Rosen kümmern. Sie schaute etwas überrascht auf den ungebetenen Besuch. Dabei rutschte ihre üppige Brille, deren Ecken aus welchen Gründen auch immer meist fettig waren, von der Nase. Sie hat sie noch so gerade eben auffangen können.

Sonntags war für Lisa Wessels Rosentag. Sie hielten ihr Haus in Köpenick immer in Ordnung; Paul, als ehemaliger Mitarbeiter des *technikus*, einem Wissenschaftsmagazin der DDR, liebte alle handwerklichen Herausforderungen. So verzog er sich sonntags gern dann meist in den Keller, wo er, Gott weiß was für Dinge ausprobierte, während Lisa sich um die Rosen kümmerte.

Und so war es dann auch an diesem Sonntag. Paul war gerade in den Keller gegangen, als diese beiden unangenehmen Herren die Sonntagsruhe störten:

„Frau Lisa Wessels, geborene Goebbels?“

„Ja, nun hören Sie doch damit auf“, sagte die 74-jährige,

„Sie wissen genau, dass wir immer Sozialdemokraten waren und mit dem Schwein nichts zu tun hatten!“ Sie wurde wütend:

„Und wenn Sie meinen, mir jetzt...“

„Ist ja gut“, unterbrach der gestriegelte junge Mann die aufgebrachte Lisa:

„Wir wollen doch nur wissen, ob Sie diejenige sind, für die wir Sie halten.“

„Und?“ Lisa konnte trotz der angespannten Lage ihre angeborene schnippische Art nicht unterdrücken:

„Ha'm se's rausgekrickt?“

„Frau Wessels. Sie brauchen nur auf meine Frage zu antworten.“ Er stellte seinen Fuß in die Tür und reichte ihr die Hand.

- „Was woll'n se denn?“

„Wir sind beauftragt, den Aufenthalt Ihrer Tochter Irene und ihrem Mann Herbert ausfindig zu machen. Und wir haben berechtigten Grund anzunehmen, dass sie hier sind. Würden Sie bitte...“

„Sie bitte was?“ unterbrach sie ihn.

„Sie glauben doch wohl nicht,“ Lisa bemühte sich, so damenhaft wie möglich zu wirken:

„Dass Sie,“ dabei streckte sie ihren ausgestreckten Zeigefinger auf das frisch gebügelte Hemd des vielleicht 32-Jährigen:

„Mir hier irgendwelche...“ Plötzlich stockte ihr Atem.

Ihr Herz begann zu rasen, sie dachte an ihre Rosen, an Paul, an Irene und vor allem an all die Jahre, die vergangen waren. All die Jahre, in denen sich keiner für sie interessiert hatte. Und plötzlich erschien im Türrahmen ihre Schwester Hiltrud.

„Hiltrud! Ich denke, du bist auf...“ Ihre Stimme kippte über.

„Hiddensee“, unterbrach sie diese:

„Ja. War ich auch. Und nun bin ich wieder hier.“

- „Warum hier? Hast du nicht auf Rügen ...“

- „Dort sind meine Handwerker noch nicht fertig. Und ich dachte, dass ich hier vielleicht...“

„Herbert und Irene antreffe“, versuchte Lisa so gut sie konnte, ihre Schwester zu imitieren.

„Und dann hast du die Stasi gleich mitgebracht, oder was?“

„Na hör' mal.“

Hiltrud hatte ihr braunes Kostüm angezogen; zusammen mit der weißen Bluse, den weißen Socken und den braunen Lederschuhen sah sie »wie eine *Klassenlehrerin*« aus. Das zumindest fand Beate Faßreiter immer, wenn sie sie auf Bildern sah.

„Meine liebe Schwester“, begann Hiltrud ihre Ansprache. Tatsächlich hatte sie ihre Haare zu einem strengen Haarknoten gebunden. Und während sie mit gesenktem Kopf ihre Schwester über den Brillenrand hinweg ernst ansah, fühlte auch Lisa sich an Beas »Frau Lehrerin« erinnert. Gleichzeitig zuckte sie vor Furcht innerlich zusammen; die überraschenden Begegnung mit ihr und diesen Männern ließen sie spontan an alte Zeiten denken. Was war passiert? Wie durch Nebel hörte sie Hiltrud auf sich einreden:

„Du weißt genau, welche Arbeit wir hier in den letzten Monaten gemacht haben – nun tu bitte nicht so, als ginge dich alles nichts an!“

„Hiltrud!“, stammelte die verzweifelte Schwester:

„Was können denn wir, ich meine: Paul und ich ... nun kommt doch endlich erst einmal rein. Auch, wenn ich euch eigentlich gar nicht hier haben will.“

Der Mann in dem grauen Anzug machte eine der Kopfbewegungen, die man sonst nur aus Filmen kennt, wenn sich ein Kumpan zurückziehen soll. Brav ging der Uniformierte zum Auto zurück.

„Nun koch uns doch erst mal einen Bohnenkaffee.“ Hiltrud ließ sich in dem Sessel am Kopfende des braunen Wohnzimmertisches fallen, als sei es ihr eigener.

Lisa hasste es, wenn sich ihre Schwester so benahm. Und den Ausdruck *Bohnenkaffee* hasste sie ebenso. »*Leider habe ich keinen billigen, löslichen Kaffee im Haus*«, dachte sie im stillen, bevor sie die Kaffeemaschine mit Wasser füllte.

„Sagen Sie, Frau Wessels – wo ...“ Lisa zuckte zusammen, während Hiltrud mit ernstem Blick ihre Hand auf den Oberschenkel des Mannes legte, den sie später ein paar Mal *Frank* nannte. Dieser verstummte sofort.

„Hübsch habt ihr’s hier. Immer hübsch. Und deine Rosen ...“ Hiltrud wusste genau, mit welchen Dingen sie um die Gunst ihrer Schwester zu buhlen hatte – die Rosen waren ja wirklich Lisas Ein und Alles. Sie sagte nichts, weil sie sich nicht nur noch immer ein wenig ärgerte, mehr noch hatte sie etwas Angst. Was war mit Herbert und Irene? Warum war Hiltrud mit diesen Leuten gekommen? ?

Nachdem Kekse serviert, die Kerze angezündet, und das Radio, über dessen ständig durch Werbung unterbrochene Programm sich Lisa sowieso geärgert hatte, ausgeschaltet war, setzte sie sich auf die Couch und blickte ihre Schwester neugierig an:

„Na – und?“

„Wie – na und? Das möchte ich von dir wissen! Wo sind die Beiden?“ Hiltrud sah ihre Schwester fragend an, nahm einen etwas zu großen Schluck aus der Tasse, setzte sie hektisch wieder ab und bemerkte nicht, dass sich Lisa innerlich freute, wie Hiltrud sich fast an dem heißen Getränk den Mund verbrühte.

„Hiltrud!“ Lisa nahm jetzt all ihren Mut zusammen:

„Ich weiß nicht, wo meine Tochter und ihr Mann sind. Ich dachte sie wären mit dir zusammen. Vielleicht sind sie ja schon wieder in Hamburg. Und weshalb sucht ihr sie überhaupt? Was wollt ihr von meinen Kindern!“ Sie fühlte eine Wut in sich aufsteigen

„Ha!“ lachte Hiltrud höhnisch auf,
„Also in Hamburg sind die ganz bestimmt nicht – dafür haben wir gesorgt.“ Sie blickte ihren Begleiter an, der daraufhin selbstherrlich zu grinsen begann.
„Was habt ihr ihnen getan?“ Lisa stand auf und brüllte sie an.
„Und was will dieser grinsende Kerl hier eigentlich? Wer ist das? Was wollt ihr von uns? Sag jetzt endlich, was du weißt!“
„Gar nichts!“ Hiltrud riss sich aus dem Sessel, nahm ihre Schwester in den Arm, streichelte sie an der Schulter und legte den Kopf auf die Seite:
„Lieschen.“ So hatte sie sie schon ewig nicht mehr genannt:
„Hast du denn nicht mitbekommen, was hier in den letzten Wochen passiert ist?“

Faßreiters hatten trotz aller Aufregungen in Schwerin gut geschlafen. Gegen halb sieben schien die Sonne zwischen den gelben Vorhängen hindurch, einige Spatzen hatten sich lautstark zum Frühbad an dem kleinen Teich im Hinterhof versammelt. Das Zimmer war ohne Dusche und WC. Nur ein kleines Waschbecken hing in der Ecke, ein trüber Spiegel darüber, ein paar vom vielen Waschen dünn gewordene Handtücher lagen auf dem abgestoßenen Holzstuhl.

Herbert schlief noch, als Irene den etwas gummiartigen Geruch der Seife einatmete und einen Augenblick später, froh ob des frischen Wassers den Schaum durch den engen Abfluss spülte. Der Verschluss des Abflusses hing wohl einmal an einem Nylonfaden – er war gerissen, jemand hatte die Überbleibsel auf den linken Waschbeckenrand gelegt.

„Reni. Wie spät ist es?“

Herbert kniff die Augen zusammen, streckte seine beiden Arme heraus und drehte sie herum, bis es hörbar »knack« machte.

Irene hasste dieses Geräusch und machte ein entsprechendes Gesicht:

„Drei Viertel acht.“

- „Bitte? Wie spät?“ Herbert verstand nicht, während Irene erschrak. Sie hatte diese Formulierung nach ihrer Flucht 1958 kategorisch abgelehnt und bekam jedes Mal Streit mit ihrer Mutter, wenn Lisa beim Rosenschneiden die sprachlichen Abneigungen ihrer Tochter ignorierte. Herbert war noch nicht wach genug, um seiner Frau die innere Wut anmerken zu können. Wie konnte ihr das passieren? War es der Geruch der Seife, das ganze Umfeld? Die Zeit schien zurückgegangen zu sein. Oder kam es ihr nur so vor?

Plötzlich hämmerten Kopfschmerzen wie zu laute Glockenschläge auf sie ein. Sie setzte sich und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Gleichzeitig musste sie plötzlich an Karl denken. Karl, ihre Jugendliebe, der sie immer wieder ermahnt hatte, nicht »das Vaterland im Stich zu lassen.«

Und nun saß sie hier auf dem schäbigen Bett in Schwerin, 35 Jahre später, das Gefühl, ihrem inzwischen auch nicht mehr jungen Ehemann die Politik erklären zu müssen, die sie selbst nicht verstand, geschweige denn je verstehen würde.

„du schläfst ja noch fast“, versuchte sie die Situation zu entschärfen:

„Es ist Viertel vor Acht, und bald wird es wohl Frühstück geben.“

-„Frühstück! Du kannst Sorgen haben! Denkst immer nur ans Essen!“

-„Och du!“ Lachend gab sie ihm einen Knuff in die Seite.

Den Spaziergang nach dem Frühstück empfand Herbert als das Schönste, was er in den letzten Tagen erlebt hatte. Die Luft war klar, und warm war es an diesem Sonntagmorgen in Schwerin.

Hinter der Innenstadt kamen Faßreiters direkt an den Schweriner See. Irene ließ den Blick über den Horizont schweifen und glaubte, am anderen Ufer die ersten Mähdrescher hören zu können. Die Sicht war klar, was schlechteres Wetter verhieß. Beim Blick auf das Schilf erinnerte sie sich wieder an den Bodden auf Rügen, und an das Plätschern der kurzen Ostseewellen auf dem Gestein.

Sie gingen wortlos nebeneinander, fast ein wenig hilflos. Irene dachte an ihre Vergangenheit und hoffte ein bisschen, dass Herbert nicht auch an seine Vergangenheit dachte. Herberts Vergangenheit war in ihren Augen überschattet vom SA-Dasein seines Vaters. Sie fühlte Wehmut, dachte an Onkel Heini, als er ihr das erste Mal die Insel zeigte. Fast wie ein Vater, der seinem Kind die Umgebung erklärt.

Jetzt hier am Schweriner See hätte sie es fast bedauert, dass sie 1958 in den Westen gegangen war. Doch nun nahm Herbert sie gerade in den Arm, lächelte sie zärtlich an und murmelte „irgendwie ist's schön hier“.

Die Bibliothek in der Wismarschen Straße war ein schön erhaltener klassizistischer Bau; im Erdgeschoss waren, nachdem man schwere, dunkle Pendeltüren passiert und sich nicht die Knochen auf dem holprigen Fliesenboden gebrochen hatte, einige Reihen Regale mit Büchern zu sehen.

Die Regale, wohl mehrmals weiß überlackiert, beherbergten etliche Bücher, die an fast allen Ecken abgestoßen und oft mit billigem Schutzpapier umhüllt waren. Sie sahen aus, als wären sie seit Jahren von niemandem mehr entliehen worden, als hätte kein Mensch mehr Interesse an ihnen.

Zwei Bibliothekarinnen lächelten etwas aufgesetzt beim Eintritt der Gäste. Eine weitere versuchte sich als Garderobiere, nachdem sie eins der offensichtlich ausrangierten Bücherregale mehr oder minder erfolgreich zu einer Garderobe umfunktioniert hatte.

»Tack-Klatsch - Tack-Klatsch - Tack-Klatsch«

Die stattliche Mittvierzigerin, die gerade aus dem Nebeneingang kam, trug Holzpantoffeln. Die Geräuschmischung aus Steinfußboden, hölzerner Schuhsohle und leicht schweißigen Fußsohlen war unverkennbar. Die Dunkelhaarige war braun gebrannt und bestimmt nicht zu schlank. Herbert und Irene blickten sie fragend an, was ihrerseits mit einem stummen Fingerzeig auf die schmale Wendeltreppe, die kurz vor Ende des Saales im Erdgeschoss in den ersten Stock führte, beantwortet wurde. Anschließend schien sie dem Mädchen an der Garderobe irgendwelche Anweisungen zu geben.

Das Konzert war nicht gerade gut besucht. Vielleicht sechzig Menschen in dem Saal lauschten Teilen des »Mikrokosmos« von Béla Bartók. Aber es wäre auch Platz für wohl zweihundert Zuhörer gewesen.

Herbert gab wenig später zu, bereits nach etwa zehn Minuten eingeschlafen zu sein. Fast lustig gingen die beiden kichernd zurück zum Hotel. Ohne darüber zu sprechen, war ihnen klar, dass sie nun wirklich nur noch nach Berlin konnten. Und dass jeder Tag, den sie abseits von Freunden oder Verwandten verbrachten, nur Gefahren mit sich bringen konnte.

Im *Mecklenburger Hof* wartete Tina bereits auf den Kollegen ihres Vaters:

„Herr FaBreiter! Guten Abend. Guten Abend, Frau FaBreiter.“ Tina Heimann, die Tochter von Herberts Kollegin Ilona machte einen fast demütigen Eindruck, als sie Herbert und Irene zu Gesicht bekam.

„Fräulein Heimann“, versuchte sich Herbert möglichst höflich.

- „Nein, nennen Sie mich einfach Tina. So tun es alle hier.“

- „Gut. Danke. Haben Sie hier ...“

- „Nun hören Sie doch auf mit dem *SIE*! Ich bin doch erst neunzehn.“

- „Jaja, das ist doch nun aber auch egal – ich will jetzt endlich ..“

„Herbert!“, fuhr seine Frau dazwischen:

„Wir möchten gern wissen, weshalb wir uns dieses Konzert haben anhören müssen. Die Frau Wirtin hier sagte, dass wir, wenn jemand uns ...“

„Jaja, ich weiß“, unterbrach das schlanke Mädchen mit der etwas zu groß geratenen Brille. Sie drehte sich herum und wühlte zwischen den Zeitungen, die auf dem Rückbüffet der Rezeption lagen. Herbert betrachtete dabei ihre hübschen Fesseln; über dem rechten Knöchel trug sie eine kleine Tätowierung; ein Symbol, das Herbert nicht kannte.

„Hier!“ Tina Heimann streckte Herbert einen braunen Umschlag entgegen:

„Das ist für sie abgegeben worden.“

„Von wem?“, wollte Irene sofort wissen.

- „Das weiß ich nicht.“

- „Aber Sie waren doch hier, als es abgegeben wurde. Sonst wüssten Sie’s doch nicht!“

- „Nun nennen Sie mich doch Tina. Ich weiß es wirklich nicht. Es kam ein Taxi. Und der Fahrer, ich kenne ihn flüchtig – gab mir das. Er fragte ob Sie hier wohnen.“

„Komm“, sagte Herbert, zog seine Frau am Arm Richtung Treppe.

Er hatte unterdessen den Umschlag geöffnet.

Auf dem Zimmer angelangt, hörten Faßreiters das alte Radio spielen: »Fritz, der Traktorist«, ein Lied aus den frühen 50er Jahren.

Herbert nahm das Radio in die Hand, erhob den Arm und holte Schwung. Dann bremste er sich selbst, stellte das Radio einfach aus und an seinen Platz zurück.

„Herbi“ Irene setzte sich zu ihrem Mann aufs Bett:

„Was ist denn mit dem Umschlag?“

„Personalausweis für Bürger der Deutschen Demokratischen Republik – Irene Puvogel und Herbert Puvogel. Die haben uns zwei Ausweise geschickt. Mit anderen Namen! Deswegen sollten wir in dieses dämliche Konzert, damit wir sie nicht erkennen.“

Hiltrud hatte ihren *Frank* längst nach Hause geschickt, als sie ihrer Schwester Lisa nach dem dritten Likör sagte:

„Du glaubst doch nicht wirklich, dass die Westler hierher kommen und ihr Glück mit Eimern über uns ausschütten!? Lisa!“

Sie hatte inzwischen ein paar Knöpfe ihres braunen Kostüms geöffnet, goss sich noch einen Likör in ihr inzwischen fettig gewordenen Glas, griff nach Lisas Arm und flehte sie an:

„Du bist doch meine Schwester! Und wir waren doch immer gegen den Kapitalismus! Nun lass mich nicht im Stich!“

„Meine Güte! Wer setzt dich so unter Druck? Das bist du doch nicht!“ Lisa war ratlos.

Hiltrud ließ sich rücklings in den Sessel fallen, atmete tief durch, hielt einen Augenblick inne, richtete sich dann kerzengerade auf und schien plötzlich ganz nüchtern:

„Du weißt doch ganz genau, dass mein Sohn nicht tot ist ! Aber unter Druck setzen lasse ich mich von niemandem! Auch nicht von meinem Karl. Und das weißt du auch.“

„Na schön.“ Lisa hörte auf, ihre Schwester ernst zu nehmen:

„Und wo ist dein Sohn jetzt? Was macht Karl?“

-„Er ist, ähh, wohl, ich meine – ja: er ist auf Rügen!“

-„Und vermietet dort Strandkörbe an PDS-Mitglieder.“ Lisas Sarkasmus war nicht zu überhören, während sich Irene ein wenig schmollend zur Seite drehte und schwieg.

„‘S war ja nicht so gemeint“, fuhr Lisa fort: „Nun erzähl schon, was ist mit Karl?“

„Vielleicht ein anderes Mal. Ich muss jetzt gehen.“ Sie knöpfte ihr Kostüm wieder zu, stopfte sich im Vorbeigehen den letzten Keks in den Mund und sagte mit ernster Miene, bereits in der Tür stehend: „bis bald“, drehte auf dem Absatz kehrt und verschwand. Lisa sagte nichts mehr.

Was hatte Hiltrud von ihr gewollt? Erst dieser überfallartige Besuch mit diesem Spitzel, dann diese verlogene, schwesterliche Einigkeit. Und Karl? Sollte ihr Neffe tatsächlich am Leben sein? Warum hat sie so lange nichts von ihm gehört? Und was hatte Hiltrud gegen die Wiedervereinigung? Gut, es waren manche Dinge früher leichter, aber diese Heimlichtuerei beklemmte sie.

Unterdessen kam Paul aus dem Keller und verlangte nach Abendbrot. Sie fragte ihn nicht, was er denn die ganzen Stunden über unten gemacht hatte, er fragte nicht nach ihrem etwas eigenartigen Besuch. Wenn diese bedrückende Stimmung herrschte, wartete jeder der Beiden, bis der Andere zu erzählen begann. Das war ungeschriebenes Gesetz bei Wessels.

Vielleicht waren für Herbert die gemeinsamen Besuche bei den Schwiegereltern deswegen etwas anstrengend. Herbert fragte oft und viel nach allem, was ihm einfiel, weil ihm das als höflich erschien. Und wenn er dann kaum oder gar keine Antwort bekam, fragte er etwas anderes. Und wenn das so einen ganzen Nachmittag geht, freuten sich alle, wenn der Besuch dann beendet war. Irene hatte oft versucht, ihm das zu erklären – verstanden hatte er es nie.

Am nächsten Morgen standen die Faßreiters, jetzt mit offiziellem Namen Puvogel (was für eine Farce) kurz nach sieben auf. Es war Montag, und die ersten Straßenbahnen bollerten bereits über die nicht mehr ganz sauber eingestellten Weichen. Um einem Gespräch mit irgendwelchen Leuten aus dem Hotel möglichst aus dem Wege zu gehen, schlichen sie sich unbemerkt aus der Rezeption; Irene mit ihrer Umhängetasche, Herbert mit dem kleinen Schalenkoffer. Es hatte ein wenig zu nieseln begonnen, sodass sie meinten, ihren Wagen neben dem Bahnhofsplatz nicht gleich sehen zu können:

„Wo ist unser Auto?“, fragte Irene ein wenig hilflos.

„Ach du!“ Herbert meinte immer, dass seine Frau den eigenen Wagen nicht einmal im Vorgarten erkennen würde: „Gestern ...“, Herbert stockte: „stand er doch ... das gibt’s nicht!“

Dort, wo noch vor 24 Stunden der Faßreitersche Mercedes stand, war heute ein klaffendes Straßenloch. Noch nicht einmal eine Baustelle; es sah aus, als sei dort mitten im Asphalt eine Mine hochgegangen. Erschrocken schaute Herbert umher. Auf einem Plakat sah ihn ein frecher, blonder Junge mit einer Mütze an: „Ich will auch mal was mitbestimmen“ stand darüber in großen Lettern. Das Plakat war ein wenig verwaschen und verwittert; Herbert konnte nicht erkennen, für wen oder was hier einmal geworben wurde. Aber ein wenig beobachtet fühlte er sich.

„Also?“ Irene wurde schnippisch: „wo ist nun unser Auto?“

„Das ist wie ein Albtraum!“ Herbert wusste sich keinen Rat mehr, nahm seine Frau in den Arm, rang mit den Tränen und schluchzte:

„Ich weiß nicht mehr weiter! Erst diese Russen, dann die Grenze – plötzlich haben wir neue Namen! Und nun ist der Mercedes weg! Ich will ...“ Herbert setzte sich auf die gegenüberliegende Bank, senkte den Kopf zwischen die aufgesetzten Ellenbogen und begann zu weinen. Irene ließ ihn einen Augenblick dort sitzen, bis sie sich zu ihm setzte, ihren Arm um ihn legte und sanft, aber bestimmend sagte:

„Lass uns nun los – in knapp zehn Minuten geht unser Zug nach Berlin!“

Herbert wusste nicht, wieso Irene von der Zugabfahrt wusste; es war ihm eigentlich auch egal. Er wollte nur weg aus Schwerin. Eigentlich wollte er sowieso nur weg. Er wusste nicht wohin – vielleicht war ihm einfach danach, einmal wieder eine paar vertraute Menschen zu sehen, ohne immer auf neue Überraschungen gefasst sein zu müssen. Er freute sich auf Berlin.

KAPITEL 6

Montag, der 9. August 1993

Mit lauten Gestampfe verließ der Dampfzug den Schweriner Bahnhof. Die Gleise schienen die Stadt fast zu zerteilen. Nur ein Fußgängertunnel, der oft genug gesperrt war, ließ die Menschen zum Beispiel vom Kino in die vielen Siedlungen im Westteil der Stadt gelangen. Oder aber sie nahmen weite Umwege in Kauf.

Die Bahnfahrt verlief ruhig. Faßreiters saßen in einem der Waggons, die man in den 60er Jahren als *modern* bezeichnet hätte. Allein schon deswegen, weil sich die Heizung manuell regeln ließ. Trotzdem war es viel zu warm.

Die Luft war erfüllt vom stickigen Geruch brüchig gewordener Linoleumböden, gepaart mit dem Ruß der vorn wummernden Dampflok. Die Bänke waren hölzern; hier und dort waren an den Kopfstützen nachträglich Polster angebracht worden.

Herbert dachte an früher. Ein paar Jahre bevor er Irene kennen gelernt hatte, war er eines Tages bei *Nagel* am Hamburger Hauptbahnhof mit einem Mädchen verabredet. Es war herrliches Wetter, und vor lauter Aufregung war er natürlich fast eine Stunde zu früh dort. Deshalb ging er an die Gleise, sich die Züge und die Loks anzusehen. Er stellte sich immer vor, was so ein Lokführer oder ein Heizer wohl für ein Leben führte; ob sie überhaupt Familie haben könnten, wenn sie doch tagtäglich und ständig nur unterwegs waren. Eine *01 1070*, diesen Loktyp hatte er mit irgendeinem Geburtstag verbinden können, so erinnerte er sich später, war es dann, die plötzlich losschnaubte. Dabei drehte sich der Wind. Und genau dieser rußige Geruch, den er sonst nur von Kachelöfen »*anderer Leute*« kannte, war es, der nun wieder seine Nase erfüllte.

In Wittenberge hatte der Zug fast ein halbe Stunde Aufenthalt.

„Wir warten auf den Anschlusszug aus Stendal.“ – „Von Stendal aus kann man doch direkt nach Berlin.“ – „Die Strecke ist doch noch längst nicht wieder fertig.“ – „Ein Expresszug aus Wolfsburg soll Vorfahrt haben.“ – „Aus dem Westen?“

Die Meldungen und Kommentare überhäuften sich; jeder glaubte, etwas besonders Wichtiges zur Erklärung der Verspätung beitragen zu können.

„Herbert?“

- „Mmmh?“

- „Der Zug ist doch nicht mehr ganz.“

Irenes Mann hatte seinen Kopf in die etwas staubige Kopfstütze gedrückt und versuchte, ein wenig zu schlafen. Ändern konnte er nun ohnehin nichts mehr; eigentlich wollte er es auch nicht. Er kam sich selbst wie eine Romanfigur vor. Oder eine Schachfigur.

Fremdgesteuert, ohne eigenen Willen.

„Was meinst du mit *nicht mehr ganz*?“ Etwas verträumt sah er seine Frau an. Sie hatten Wittenberge nun endlich hinter sich gelassen und bollerten mit mäßigen Tempo durch die spätsommerliche Landschaft. Viele Felder, etwas Wald; eine von den Gegenden, die man in Brandenburg so oft antraf.

„Na“, sagte Irene ganz aufgeregt: „der Zug war doch viel länger, vorhin.“

- „Woher willst du das wissen?“

- „Es hat doch ein paar Mal geschubst und gerummst, vorhin. Die haben doch den Zug geteilt.“ Irene stand auf und versuchte aus dem Fenster zu sehen. Aber der Qualm der Lok ließ sie das Fenster schnell wieder schließen.

Herbert stand auf, um auf die Toilette zu gehen. Die Nachmittagssonne schien über die Felder, als er aus dem gegenüberliegenden Fenster schaute und beschloss, diese Gegend wenigstens landschaftlich ganz nett zu finden. Hinter der Kurve warf die Sonne einen langen Schatten des Zuges auf einen parallel verlaufenden Sandweg. Die Lok zog tatsächlich nur noch zwei Waggon.

Als Herbert von der Toilette kam, setzte er sich wieder und meinte:

„Naja, ist doch egal, ob wir mit einem kurzen oder mit einem langen Zug nach Berlin fahren.“ Dabei nahm er aus einer kleinen Papiertüte einen Pfefferminzbonbon.

„Wieso“, Irene war erregt, „sind wir dann eben durch Pritzwalk gefahren?“

- „Was weiß ich? Ist das verkehrt?“ Inzwischen war er auch verunsichert.

- „Och Herbert. Das weiß sogar ich noch, dass Pritzwalk nicht zwischen Wittenberge und Berlin, sondern zwischen Wittenberge und Rostock liegt. Auf der Strecke nach Berlin liegt eigentlich gar kein größerer Ort mehr.“

Der plötzlich kurz gewordene Zug und die offensichtlich falsche Fahrtrichtung wurden Herbert klar. Wie auch sonst hätte die Nachmittagssonne den Schatten des Zuges auf den Sandweg werfen können, wenn sie nicht nach Norden fahren würden? Herbert wusste zwar nicht, wo Pritzwalk lag; ihm fiel aber auf, dass außer ihnen kaum noch Leute im Waggon saßen. Da war hinten in der Ecke die hagere Frau mit dem alten schwarzen Kleid; »Ossi-Tante«, dachte Herbert nur. Sie hatte vor sich einen großen Lederkoffer stehen; wahrscheinlich war er ihr zu schwer, um ihn über sich ins Gepäckbord zu hieven. Sie trug braune Stiefeletten und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Gegenüber saß dieser Soldat, der immer nur aus dem Fenster schaute. Nicht einmal, als Herbert ganz dicht an ihm vorbeiging, blickte er auf.

Die Mutter mit den zwei ewig singenden Kindern war in Wittenberge ausgestiegen; irgendwo musste noch ein Schaffner sein. Der Schaffner? Wo war der Schaffner? Irene stand auf, und ging den Gang entlang Richtung Zugende. Die Tür zum nächsten Waggon war verschlossen.

„Gute Frau.“ Sie wandte sich an die Frau mit dem Koffer, die sich gerade wieder eine Zigarette angezündet hatte:

„Wohin fahren wir? Das ist doch nicht die Strecke nach Berlin!“ Die dunkelhaarige Mittvierzigerin drehte sich zu Irene, blies ihr den Rauch entgegen und schwieg. Sie hatte etwas Kaltes in den braunen Augen. Verbittert und enttäuscht wirkte sie, als sei sie einige Jahre zu Unrecht im Gefängnis gewesen. In dem Moment stand der Soldat auf, griff Irene am Arm und sagte:

„Setzen Sie sich, Bürgerin. In zwei Stunden sind wir am Ziel.“ Er führte sie zum Platz, wo ihr völlig verwirrter Mann bereits auf sie wartete.

„Und der Schaffner? Wo ist der Schaffner?“ rief Irene dem jungen Mann hinterher. Schweigen.

Die wenigen Dorfbahnhöfe durchfuhren sie mit unverminderter Geschwindigkeit. Diese Zugfahrt war keine Reise, sondern ein Transport. Irene lief ein Schauer über den Rücken.

»Ich erwarte dich am Dienstag, den 10. August um 14:00 Uhr im Saßnitzer Hof. Hiltrud« Diese knappe Botschaft erreichte Lisa Wessels, als sie am Morgen des Montags nach ihren Rosen sah. Ein Fremder hatte den Umschlag hinten auf den Terrassentisch gelegt. Hiltrud hatte es also geschafft. Lisa machte sich Sorgen. Und Gedanken. Was war mit Hiltruds Sohn Karl? Lebte er tatsächlich noch? Viel mehr quälten sie aber die Sorgen um ihre Tochter. Wo waren Irene und ihr Mann jetzt? Warum hatte sie nichts von ihnen gehört? Nach dem dramatischen Auftritt ihrer Schwester am Sonntag hatte sie eigentlich beschlossen, sie alsbald nicht wiederzutreffen. Und wo wollte sie mit ihr hin? War vielleicht ihr Haus endlich fertig? Hielt ihre Schwester dort vielleicht Karl versteckt? Oder auf Hiddensee? Keiner wusste, was Hiltrud auf Hiddensee wirklich gemacht hatte. Lisa bekam nach Jahren zum ersten Mal wieder Kopfschmerzen. Paul schlief noch; er hatte gestern Abend wieder einmal in seinem Keller getüftelt. Es war gegen *drei viertel acht*, als sie ihrem Mann einen Zettel schrieb:

»Paulchen, sei nicht böse – meine Schwester möchte mich auf Rügen treffen. Es geht wohl um Karl – sie sagte, dass er noch lebt. In der Küche ist Kaffee, spätestens Donnerstag bin ich zurück.«

Dann nahm die 74-jährige Lisa den einzigen Koffer, den sie besaß, packte das Nötigste ein und rief sich ein Taxi.

Die Zugfahrt verlief ruhig; gegen Mittag erreichte sie Stralsund. In der Nähe des Bahnhofes war eine Gaststätte. Lisa saß gegenüber dem Tresen und dachte an Mittagessen. Das Lokal war ringsherum mit inzwischen wellig gewordenem Holz verkleidet. Der Wirt, offensichtlich nicht mehr ganz nüchtern, griff nach einer der fettig gewordenen Flaschen, die über ihm in einem Regal standen, einige mit kyrillischen Buchstaben auf dem Etikett, um seinem Stammgast an Lisas Nebentisch einen Weinbrand zu servieren. Über der Spüle des Tresens hing ein gelber Fliegenstrip, etliche Insekten klebten schon daran. Daneben ein eingerahmtes Puzzle, auf dessen Deckel wohl einmal »Schwarzwaldmotiv« gestanden haben mochte. Als eine weitere Fliege an dem Klebestreifen kleben blieb, zwang sich Irene, nicht daran zu denken, welchen Todeskämpfen das so kleine Tier ausgesetzt sein musste. Sie trank den letzten Schluck ihres Kaffees, zahlte und beschloss, heute nicht zu Mittag zu essen.

Auf dem Rügendamm dachte Lisa an ihre Tochter Irene. Sie dachte an die Begeisterung und an das Strahlen von Irenes damals noch so jungen Augen, wenn sie vom Plätschern des Boddens erzählte. Und sie dachte an Onkel Heini. *Kinderlandverschickung* – was für ein Wort. Aber es war für Lisa damals die einzige Möglichkeit, dass Irene ihren Vater treffen konnte, wieweil das kleine Mädchen davon gar nichts gewusst hatte.

Aber sie war es ihr und, so meinte sie zumindest, auch Heinrich gegenüber schuldig. Jaja, *der scharfe Heinrich*. So nannte der damals 26-jährige sich selbst gern, als er nach Kriegsausbruch am Strand in der Nähe von Kap Arkona die Unerfahrenheit der Zwanzigjährigen ausnutzte. Voller Scham hatte sie nach der Rückkehr ihren Freund Paul in Berlin geheiratet.

Paul hatte es gleich nach Irenes Geburt gemerkt, gewusst, gefühlt (?), dass Irene nicht seine Tochter war. Anfangs gab es einen Riesenkrach; danach hatten Lisa und Paul ihren Pakt geschlossen, dass sie sich gegenseitig in Ruhe lassen wollten. In den Kriegswirren hatte er, als Irene drei war, den Treffen zugestimmt. Aber nur unter der Voraussetzung, dass sie niemals erfahren sollte, wer ihr wirklicher Vater wäre. Sein Ehrgefühl verlangte das. Und später als Mitarbeiter beim *techinkus* brachte ihm die heimliche Adoption auch noch Scherereien. Schließlich war Irene in den Westen geflüchtet. Noch heute erinnerte Paul sich an einen Abend, als er mit den Kollegen nach Feierabend im Kulturhaus saß. Sie sprachen über die neueste Ausgabe des Magazins und was man noch verbessern könnte, als plötzlich dieser schlaksige Kerl in seinem grauen Mantel auftauchte. Er behauptete, in der Poststelle des Verlags beschäftigt zu sein und bat um einen Platz am Tisch. Nunja, sie wollten nicht unhöflich sein. Wenige Augenblicke später erzählt eben dieser einen politischen Witz. Verhaltenes Lachen. „Erzähl doch auch mal einen!“ Diesen ausgestreckten Zeigefinger auf ihn hatte Paul niemals vergessen. Vo da an war ihm klar, dass er unter Beobachtung der Stasi stand. Er hatte dann die Hoffnung auf Beförderung ganz aufgegeben.

Das alles war 20 Jahre her. Damals hatte Irene gerade geheiratet.

Lisa kam sich nun vor, wie eine Art *Altenlandverschickung* – bestellt von ihrer eigenen Schwester mit unbekanntem Ziel; nicht wissend, wo die eigene Tochter war. Und nicht wissend, in welcher Art Staat sie lebte.

Sie beschloss, Kap Arkona nie wieder sehen zu wollen. Stattdessen fuhr sie nach Lietzow. Von dort war es nicht mehr weit, um morgen ihre Schwester in Saßnitz zu treffen. Und sie bekam endlich einmal die Möglichkeit, an den Jasmunder Bodden zu kommen, von dem ihre Tochter immer so schwärmte.

Kurz vor 16:00 Uhr erreichte der kleine Dampfzug mit den beiden Waggons Rostock. Gleich nach Ankunft des Zuges wurden Faßreiters am Bahnsteig von zwei jungen Männern in billig geschnittenen Anzügen empfangen:

„Puvogel? Irene und Herbert Puvogel?“ Der hagere Mann mit dem fahlen Gesicht hatte tief liegende Augen, hohe Wangenknochen und einen ausgeprägten, russischen Akzent.

„Wir heißen Faßreiter!“, versuchte Herbert zu protestieren. Auf dem Bahnhofplatz standen schmalbeinige Vitrinen mit großen, welligen Glasscheiben. Irene sah irgendwelche Wimpel und Fähnchen, die ihr bekannt vorkamen.

In der schwarzen Wolga-Limousine roch es nach muffigem Polster, vermengt mit dem billigen Rasierwasser der beiden Mittzwanziger, die offensichtlich den wichtigsten Auftrag ihres Lebens zu erfüllen glaubten.

Die Fahrt schien beinahe endlos. Irene hatte von der alten Transitstrecke nur noch die Eindrücke der vergangenen Woche. Aber an diesem Tag erschien ihr die Strecke, wie vor 40 Jahren. Sie sah aus dem Fenster des russischen Wagens, der bei jeder Lenkbewegung zu einer gewissen Schaukelbewegung neigte. Es konnte sich doch nicht in den paar Tagen, gleich welche politische Situation auch herrschen mag, alles derartig verändert haben, dass sie quasi nichts mehr wieder erkannte. Die Gegend wirkte wie verwandelt. Erst nach einer knappen Stunde erreichten sie Grimmen. In dem Moment war Irene klar, dass sie eine Nebenstrecke fuhren. Herbert indes hatte es wirklich geschafft, in dieser, einer Entführung nahe kommenden Situation schon wieder einzuschlafen.

Kurze Zeit später erreichten sie Stralsund. Die Abendsonne schien über den Kubitzer Bodden, als sie den Rügendamm passierten. Irene begann zu weinen. Leise. Ganz leise. So hoffte sie zumindest. Herbert schlief immer noch. Und die beiden Russen vorn waren in ein heftiges Gespräch vertieft, von dem Irene nur die Wörter „Chef“ und „Prora“ hatte verstehen können.

Wie versteinert richtete sich Irene auf, als sie das Wort Prora hörte. Prora – das war doch dieser von Hitler errichtete KdF-Monumentalbau. Was spielte sich hier ab?

„Sagen Sie, ähh“, stammelte sie: „Können Sie nicht ein bisschen Musik ... Radio?“

Der Beifahrer schob wortlos eine Cassette in den Schacht des Autoradios. Kurz darauf hörte man Udo Jürgens, der „Alles im Griff – auf dem sinkenden Schiff“ zu haben glaubte.

„Na toll – wie passend“, sagte der langsam wach werdende Herbert, währenddessen seine Frau einem Herzinfarkt nahe war.

Zwei Dinge waren ihr zumindest klar: erstens war dies wirklich eine Entführung, und zweitens hatten die Täter offensichtlich ihren Mercedes in Schwerin gestohlen – wo sollte sonst die Cassette herkommen? Es war wohl das erste Mal, dass Irene Fassreiter/Puvogel über den Rügendamm fuhr, auf den Bodden blickte und nicht ans Plätschern des Wasser gedacht hatte.

Währenddessen saß ihre Mutter Lisa wenige Kilometer weiter an einer ruhigen Uferstelle und lauschte dem sanften Plätschern des Wassers. Ihr schien als wolle jede kleine Welle das Ufer friedlich in den Schlaf streicheln. Lisa war sich sicher, dass sie trotz Irenes Abwesenheit ihrer Tochter niemals so nahe gewesen war, wie in diesem Augenblick. Immer wieder hatte Irene vom Bodden erzählt, nun wusste sie, weshalb. Sie setzte sich auf eine nahe gelegene Bank und dachte daran, ihre Tochter in all den Jahren viel zu wenig gesehen zu haben. Auf irgendeiner Autobahn waren sie und Herbert nun mit ihrem Mercedes unterwegs. Ihr kamen die Tränen. Ein Obdachloser, der den Weg entlang kam, reichte ihr ein Stück Haushaltspapier:

„Nana, altes Mädchen ... in deinem Alter noch Liebeskummer ..? Wisch doch einfach weg!“

Etwas erheitert stand Lisa auf, ging zur Bushaltestelle und beschloss, in Saßnitz wenigstens zu Abend zu essen.

Als der schwarze Wolga M 21 durch Bergen schaukelte, dachte Irene wieder an das Haus mit dem Zwiebeltürmchen. Sie und Herbert waren aber inzwischen so voller Angst, dass sie, ohne miteinander gesprochen zu haben (wer weiß, ob die beiden Schurken sie vielleicht sogar verstehen konnten?), froh waren, auf der Insel zu sein. So konnte das Ziel nicht mehr weit – die Fahrt also bald zu Ende sein.

Es war wirklich eine Farce: Herbert und Irene freuten sich auf einen Badeurlaub an der Ostsee; stattdessen werden sie nach etlichen Wirren in einer russischen Limousine mit unbekanntem Ziel entführt. Und Udo Jürgens trällert „Alles im Griff – auf dem sinkenden Schiff!“

Irene entglitt ein höhnisches „tssäh!“ und schüttelte verständnislos den Kopf, als Herbert mahnend ob der möglichen Gefahr mit einem beschwörenden Blick seine Hand auf ihren rechten Oberschenkel legte.

Irgendwo in der *Schmalen Heide*, am Ostufer der Insel, war dann die Fahrt, zumindest für diesen Tag zuende. Herbert genoss die frische Waldluft. Und auch Irene war froh, endlich nach stundenlanger Fahrt in dem russischen Oldtimer wieder einmal sich strecken und tief durchatmen zu können. Nach nur wenigen Minuten machten die beiden Männer jedoch eindeutige Bewegungen in Richtung der kleinen Blockhütte am Ende des Grundstücks. Sie standen hintereinander und schickten Faßreiters wie Wachleute zum Eingang des zwar alten, aber gut erhaltenen Holzhauses.

Das Erste, was Herbert sah, als er in den ersten, kleinen Raum der Holzhütte kam, war Schwarzbrot, eine Mettwurst, Käse und: Bier! Fast zufrieden ob der nassen Verpflegung hörten sie deutlich, wie von außen die Tür verschlossen wurde.

Die alte HO-Gaststätte in der Nähe des früheren Kinos von Saßnitz hatte wieder geöffnet; Lisa war froh, eine Soljanka und etwas Brot zu bekommen, ohne den Anblick von sterbenden Fliegen ertragen zu müssen.

Als sie Kind war; es muss kurz vor Ende der Weimarer Republik gewesen sein, war sie mit ihrem Vater in Polen. Es gab irgendein Fest, vielleicht eine Hochzeit. Das Einzige, woran sie sich noch erinnerte, war die Schlachtung. Ein Lamm wurde geschlachtet.

Seither hatte Lisa Wessels nicht nur eine innige Beziehung zu Tieren im Allgemeinen; immer wenn ihr tierisches Leid begegnete, wurden diese für sie damals »*mörderischen*« Bilder wieder gegenwärtig.

Die Fenster der Blockhütte waren natürlich vergittert. Herbert erfreute sich des Bieres, während Irene nach Fluchtmöglichkeiten („irgendwo **muss** doch ein Loch sein“) suchte.

„Vergiss es. Die stehen da draußen und passen auf.“ Herbert lehnte sich nahezu entspannt zurück und fragte dann seine Frau:

„Sag mal ... wieso sind wir für die eigentlich *sooo* wichtig? Warum machen die so einen Aufstand um uns?“

„Ich, ähh ..was weiß ich?“ Irene wurde nervös.

„Reni ...?! du verheimlichst mir doch etwas!“ Herbert stand auf, nahm sich das letzte Bier vom Tisch und ging zu der kleinen Sitzgruppe mit den billig bezogenen Stühlen. Irene hatte den Rest ihres Brotes vor sich liegen und offensichtlich den Appetit verloren

„Ich kann mir denken, warum wir hier sind. Und warum das hier alles so ist.“

Herbert schwieg.

Irene hasste Schweigen.

„Wir haben doch ein paar Mal über dieses Zusammentreffen vor zwei Jahren am Müggelsee gesprochen.“

- „Ja.“

»Na, wenigstens **ein** Wort«, dachte Irene.

- „Letztes Jahr zu Weihnachten; vielleicht erinnerst du dich – ich war für ein paar Stunden weg.“

- „Ja.“

- „Na, jedenfalls war ich nicht bei meiner Freundin in der Bernauer Straße, sondern in einer Kneipe am Kuhdamm.“

- „So? Und?“

Irene schien fast wahnsinnig zu werden.

- „Ich habe Karl getroffen, dort.“

„Toll. Na und? ihr werdet es ja wohl nicht auf dem Tresen getrieben haben.“

- „Herbert, bitte!“

Vor einigen Jahren hatte Irene ihrem Mann von ihrer Jugendliebe erzählt. Damals dachte sie, es hätte ihm nichts ausgemacht; heute merkte sie seine Eifersucht. Immer, wenn es um Karl ging, bekam Herbert so ein Flattern auf dem Kinn. Es war ihr heute erstmalig aufgefallen.

- „Entschuldige! Aber ich bin hier eingesperrt, weil du dich vor einem Jahr mit deinem totgeglaubten Cousin am Kuhdamm getroffen haben willst. Das ist doch alles Mist!“

Trotz der Beschimpfungen war Irene froh, dass ihr Mann endlich wieder mit ihr zu sprechen begann. Sie lehnte sich zurück und fuhr fort:

„Bekniet hat er mich damals. Helfen sollte ich ihm.“

- „Helfen? Wobei?“

- „Beim Aufbau!“

- „Aufbau? Was für ein Aufbau?“

- „Beim Neuaufbau! Dem Aufbau der DRP! Nun weißt du es! Und deswegen sind die da draußen!“

- „DRP? Deutsche Reichspost? Ha! Das glaube ich dir kaum!“

Irene nahm ihren Mann in den Arm, versuchte ihre Verzweiflung zu verbergen und fuhr fort:

„Karl und seine Leute haben die DEMOKRATISCHE REPUBLIK PRORA gegründet. Immer wieder sprach Karl von der *Entwestlichung* der alten Republik! Mich hat das mit den Straßen und den Baustellen nicht gewundert! Möglichst wenig soll an den *Klassenfeind* erinnern! Dann hat es in Berlin wohl einen Putsch gegeben – ich weiß es auch nicht so genau. Vor allen dachte ich nicht, dass es so schnell gehen würde. Wir sind mit unserem Scheiß Urlaub da mitten hineingeraten und haben trotzdem nichts mitbekommen!“

- „Toll! Und wie geht's jetzt weiter? Kommen wir irgendwann nach Hause? Oder hast du unser Haus in Hamburg bereits enteignen lassen?“ Herbert war wütend:

„Was interessiert mich eure DDR! Ich dachte, es sei hier jetzt alles Deutschland.“

- „Ach Herbert, wie soll ich dir das jetzt alles so schnell erklären. Es ist ..“

„Das brauchst du nicht“, unterbrach sie ihr Mann:

„Ich habe jetzt schlechte Laune!“ Herbert stand auf und ging ins spärlich ausgestattete Schlafzimmer.

Diese Worte kannte Irene nur zu gut, um zu wissen, dass es nun keinen Sinn machen würde, ihn zu stören.

Noch voller Sorgen und Ängste – wie sehr hätte sie ihren Mann jetzt an ihrer Seite gebraucht – blieb sie auf dem Sofa liegen. Erst als sie deutlich das Schnarchen ihres Mannes aus der Schlafkammer hörte, schlich sie sich ins Bett, um dort fast den Rest der Nacht wach liegen zu bleiben.

Voller Erwartungen ob des nächsten Tages nahm sich Lisa Wessels in den *Ostseeterrassen* noch ein Glas bulgarischen Rotweins mit aufs Zimmer. Sie genoss den Ausblick über die See. Der Himmel hatte sich verhüllt; nur teilweise lugten die Sterne des *Großen Wagen* zwischen den Wolken hervor. Lisa war müde. Nicht nur heute. Sie war müde, all diese ganzen Dinge noch einmal erleben zu müssen. Hiltrud hatte über das politische Geschehen Andeutungen gemacht. Und dass sie bislang nichts von Irene und ihrem Schwiegersohn gehört hatte, war schmerzlich. Sie dachte wieder an ihre Schwester; in ihrem hässlichen Kostüm und ihren widerlichen Begleiter. Wäre Lisa nun in Berlin, würde sie mit der S-Bahn wieder nach Köpenick zurück fahren. Aber hier auf der Insel blieb ihr nichts anderes übrig, als – neugierig, oder müde – den morgigen Tag abzuwarten.

morgens, 4:30 Uhr

Als Irene ein paar Stunden zuvor ins Bett gegangen war, konnte sie nicht schlafen. Zu sehr hatten sie die Ereignisse in den letzten Wochen und Tagen aufgewühlt. Ja, eigentlich sogar in den letzten Jahren. Sie schaffte es nicht, Karl aus ihren Gedanken zu streichen. Wohin würde er sie morgen, nachher bringen lassen? Nach Prora? Wahrscheinlich. Und dann? Wie sollte es weitergehen? Er würde ja kaum die Scheidung von Herbert verlangen, um seine Cousine zu ehelichen.

Sie ging ins »Wohnzimmer« der Blockhütte, sah aus dem Fenster und beobachtete, dass draußen wohl gerade ein Wachwechsel stattfand. Fast beiläufig nahm sie die Leute zur Kenntnis, ließ sich in einen der billigen Sessel fallen und entdeckte dann auf dem gegenüberliegenden Regal eine Schachtel *Cabinet*. Sie war ungeöffnet. Irene war sich nicht darüber im Klaren, ob jemand die Zigaretten hatte liegen lassen, oder ob sie zur *Verpflegung* gehörten.

Irene blickte in die kleine Kochnische und dachte daran, einen Kaffee zu kochen. Aber sie wollte Herbert nicht wecken; vermied also jedes Geräusch.

Sie dachte an den Spätsommer 1957. Es war ein heißer Tag. Sie war mit ihrem zwei Jahre älteren Cousin irgendwo in der Mark Brandenburg unterwegs.

Karl sprach damals dauernd von *Frieden, Freundschaft und Brüder des Sozialismus*. Irene interessierte sich mehr für seine Oberarmmuskeln und seine braungebrannten Beine. Oft waren sie mit der Bahn unterwegs; Karl hatte dauernd Termine mit irgendwelchen *Genossen*, warum und wofür auch immer. Sie hatten ihre Fahrräder mit im Zug. Gerade die kürzeren Strecken zwischen den einzelnen Ortschaften waren besser mit dem Rad zu erreichen; außerdem fuhren die Züge ja nicht so oft wie in Berlin die S-Bahn. Diesen einen Sonnabendvormittag würde sie nie vergessen. Sie quälten sich mit den Rädern gerade einen Hang hinauf; an Gangschaltung dachte damals noch niemand. »Stricker«, »Victoria« oder »Favorit« muss auf den Rahmen gestanden haben; sie erinnerte nur noch die braune Farbe der Räder. Die Straße war schmal, aber gepflastert. Autos sah man nur wenige; auch an den breiteren Durchgangsstraßen vielleicht nur ein Dutzend in der Stunde.

»Radfahrer haben andere Zählweisen«, wusste Irene irgendwann ihrem Tagebuch zu berichten. Es war einer der Tage, die von Mückenstichen, holperigen Wegstrecken und Sehnsucht auf die nächste Rast geprägt waren. Auf einem Feldweg zwischen zwei Maisfeldern hatte sie sich dann ihm hingeeben. Sie waren so jung. Und sie genossen ihre Jugend unbewusst. Viele Jahre später hatte sie sich sehr nach diesen Momenten zurückgesehnt. Einfach nur Sorgen um Mückenstiche oder defekte Fahrradreifen zu haben.

Zunächst behielt sie ihr *kleines Geheimnis* für sich. Später versuchte sie, nicht mehr daran zu denken. Erst heute, 36 Jahre später, war ihr klar, dass sie sich nur gegenseitig benutzt hatten. Karl als heranwachsender Mann, der auf jede Eroberung stolz war; sie, zunächst als Unerfahrene, bereit, Neues auszuprobieren, später als Fluchtwillige, bereit alles zu tun.

Während Irene daran dachte, wie sie ihr *erstes Mal* erlebt hatte, griff sie nach der Zigaretenschachtel und fand schnell ein paar Streichhölzer. »VEB: Vorsicht, Eins Brennt.« Wie oft hatte sie diesen albernen Witz gehört. Nun hatte sie Angst, Karl heute wieder gegenüberzustehen und wieder seinen Vorwürfen ausgesetzt zu sein.

Ihr Husten hatte Herbert nicht gehört. Vor 14 Tagen, als Richard Puvogel auftauchte, war sie nach acht Jahren Rauchabstinenz ja schon einmal schwach geworden. Damals hatte die Zigarette nicht geschmeckt. Und heute hatte sie einfach nur ein bisschen schlechtes Gewissen.

Der kleine Raum war schnell in blauen Dunst gehüllt. Irene entschloss sich, doch einen Kaffee für sich und – vielleicht später – ihren Mann zu kochen.

Das Wasser aus dem etwas hilflos über dem kleinen Plastebecken hängenden Wasserhahn kam erwartungsgemäß tropfenweise. Irene vermutete, irgendwo am Schanzenberg zu sein; in dann 60 Metern Höhe ist es mit dem Wasserdruck nicht mehr weit her. Nach 20 Minuten war die Thermoskanne gefüllt.

Die Uhr stand auf zehn nach fünf, als Irene sich wieder in den Sessel drückte, den heißen Kaffeebecher in der Hand, als wollte sie sich daran wärmen. Sie wagte einen Blick nach draußen. Dort hatte sich nichts verändert. Dann stellte sie den Kaffeebecher neben den Aschenbecher und zündete sich die zweite Zigarette an.

Viele Jahre war sie fest davon überzeugt, niemals im Leben wieder so sehr einen Mann geliebt zu haben wie Karl. Diese Treffen in Berlin und Köpenick – wie elektrisiert dachte sie daran zurück. Sie hätte damals wohl alles getan, um ihn immer an seiner Seite zu haben. Zumindest glaubte sie das einige Zeit.

Aber später, Tochter Beate war gerade geboren, hatten sich auch die politischen Verhältnisse geändert. Willy Brandt war zurückgetreten – der kalte Krieg bekam neue Dimensionen. Sie konnte Karl, Rügen und auch das Plätschern des Boddens ein bisschen vergessen. In Hamburg wurde das Kaufhaus umgebaut; Irene ärgerte sich über ihren Mann, der es wieder nicht zum Geschäftsführer gebracht hatte, bei den Nachbarn brannte das Haus nieder, und ihre einst beste Freundin musste nach einer erlittenen Fehlgeburt in die Psychiatrie.

Herbert hatte von all diesen Dingen nur am Rande Kenntnis genommen. Er war genug damit beschäftigt, seinen Vorgesetzten aus dem Wege zu gehen. Hatte er jemals eine Freundin? Irene kam ins Grübeln und musste schmunzeln. Herbert? Eine Geliebte? Nein, das konnte sie sich nun wirklich nicht vorstellen. Gleichzeitig schämte sie sich ein bisschen ihrer lästerlichen Gedanken; hatten sie doch eigentlich schöne Jahre miteinander verbracht. Und auch heute war sie noch glücklich mit ihm.

Sie dachte an Weihnachten im letzten Jahr. Die Kneipe am Kudamm war ein schmaler Schlauch. Den Namen wusste sie nicht mehr, aber das Lokal muss ganz in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche gewesen sein. Die Musik war recht laut; die vielen, meist jüngeren Leute guter Laune. Es war kurz nach neun am Abend, als sie am hintersten Tisch neben dem Toiletteneingang ihren Cousin wiedergesehen hatte. Karl sah mitgenommen, überarbeitet, ja direkt ein bisschen alt geworden aus.

Der einst so kräftige junge Mann war hager geworden. Einen Teil seiner vielen Falten konnte er mit dem Kragenaufschlag seines Trenchcoats verdecken. Aber er war noch immer voller Elan. Immer wieder sprach er von *der gerechten Sache* und den *Errungenschaften des Sozialismus*. Irene hatte sich nie besonders dafür interessiert – war eigentlich nur froh, ihn endlich wiedersehen zu können.

Als er ihr jedoch offenbarte, dass er bis 1988 *Soldat der unsichtbaren Front* gewesen war, wurde sie neugierig. Sein damaliger Chef saß direkt in der *Hauptverwaltung Aufklärung*; immer wieder sprach er von der *HVA*. Erst nach einigen Minuten wurde ihr klar, dass ihr geliebter Cousin als DDR Spitzel bei der Stasi war.

Plötzlich wusste sie, wen er in diesem Gespräch mit dem *Ober* gemeint hatte. Ein wenig grauste sie sich, als Herbert vor ein paar Tagen Herbert Druhnwal, Beates Ausbilder in Binz als ABV glaubte entdeckt zu haben. Natürlich! Der Ober. Das muss sein Deckname sein. Irene stand auf, nahm ihren Kaffeebecher in die Hand, ging zum Fenster und bemerkte, dass es hell zu werden begann. Sie versuchte sich zu beruhigen, setzte sich wieder, nahm die Zigarettschachtel in die Hand, zögerte einen Augenblick, und legte sie wieder hin.

Was war nur aus ihrem Leben geworden? Einst verbotene Liebe, dann verbotenen Grenzübertritt. Später verbotene Treffen. Enttäuschte Ehe. Enttäuscht? Irene plagten Zweifel, Selbstzweifel. War sie selbst es am Ende, die an allem schuld war? Kann man überhaupt Schuld haben?

Es musste Ende der 60er gewesen sein. Okkupation der Tschechoslowakei. Irene und die ganze Redaktion waren in heller Aufregung., der Kalte Krieg erlebte neue Höhepunkte. An einem dieser Herbstabende hatte Irene, sie war gerade 30 geworden, diese Einladung von ihrem Chefredakteur. Anfangs dachte sie an ein Rendezvous mit einem älteren Mann, der sehr charmant, gutaussehend und Witwer ihr Interesse weckte. Schließlich waren all ihre Kolleginnen schon verheiratet und begannen bereits, über sie zu spotten. Aber es war »nur« ein Arbeitsessen. In Ostberlin wurden damals einige Studenten, die gegen den Einmarsch in die CSSR protestierten, vor Gericht gestellt und verurteilt.

Das wäre an sich nichts besonderes, wenn der grauhaarige Mittvierziger nicht die Beteiligung Karls recherchiert hätte. Er hatte sich über Karl informiert und wusste gar zu gut Bescheid. Irene hörte noch immer dieses süffisante: „Verstehen Sie mich nicht falsch, Fräulein Wessels ...“. Sie hasste den Sex mit ihm, bangte aber um ihre Stellung, mit der sie damals als eine Art »Dienst am Vaterland« etwas wieder gutzumachen glaubte. Und eine solche Verbindung zu einem DDR-Offizier konnte sie sich in der politisch brisanten Situation als Journalistin gar nicht leisten. Hätte sie damals gewusst, dass Karl bereits bei der Stasi seinen Dienst tat, wäre sie vielleicht lieber mit ihrem Chef ins Bett gegangen; hätte möglicherweise doch noch an ernste Absichten gedacht. Noch ehe sie Gelegenheit hatte, darüber nachzudenken, ob sie sich nun ärgern, ekeln oder einfach nur wundern sollte, stand Herbert plötzlich im Zimmer. Er bemerkte sofort den Zigarettenrauch, sagte aber kein Wort, nahm sich einen Kaffeebecher und goss sich ein.

Der Kaffee, den Lisa in den *Ostseeterrassen* serviert bekam, war ebenfalls schwarz. Der Morgen war dunstig, es lag wieder Nebel über dem Wasser, der die Ostsee zuzudecken schien. Die Luft war frischer geworden, der milde Sommerduft schien dahin, und Lisa glaubte in der Ferne die Kutter beim Entladen der Fracht hören zu können. Sie machte sich Vorwürfe. Erst als am Sonntag ihre Schwester auftauchte, war sie sich wirklich bewusst, nichts mehr von ihrer Tochter gehört zu haben. Sie hasste sich selbst für ihre Gleichgültigkeit dem eigenen Kind gegenüber. Irene war ja mit ihrem Herbert nun schon im Lande. In welchem Lande? Was war wirklich geschehen? Lisa überlegte, ob es sich mit 74 noch lohnt, über Politik nachzudenken. Verärgert über sich selbst ließ sie die Tasse auf die Untertasse fallen.

Etwas Kaffee schwappte auf die Tischdecke, als eine Serviererin zu ihr an den Tisch kam: „Frau Wessels – sie werden draußen erwartet“

- „Bitte?“

- „Ja. Sie werden abgeholt. Hinten steht ein Wagen.“

- „Ja, danke.“

Lisa nahm ihren Mantel, blickte ernst in den Spiegel, schüttelte den Kopf und sagte ganz leise für sich: „Schon wieder so 'ne Ossi-Tante, was Herbert?“

KAPITEL 7

Mittwoch, der 11. August 1993

»Man muss schon den Orientierungssinn von Ameisen mitbringen, um sich hier zurecht zu finden«, dachte Lisa, als sie durch die Gänge der Anlage **Prora** geführt wurde. Sie hatte einmal irgendwo gelesen, dass der gesamte Komplex über 4 Kilometer lang sein soll. Vor wie hinter sich zwei der jungen Uniformierten, deren Uniformen sie jedoch zum ersten Mal sah. Es roch leicht muffig, und etwas nach Wofasept, einem Reinigungsmittel aus der DDR.

Die Gänge schienen endlos lang und viel zu schmal. Es war beängstigend in diesem kühlen, leicht modrig riechenden Bau. Zur einen Seite Fenster mit welligem Glas und brüchigen Fensterrahmen; zur anderen Türen. Immer wieder Türen. »das müssen Tausende von Zimmern sein«, dachte Irene, als sie aus einem größeren Raum plötzlich Stimmen hörte. Genauer gesagt eine Stimme:

„Meine Herren: wie sie wissen, ist am 7.10. Tag der Republik. Und natürlich erwarte ich von Ihnen absolute ...“

Die Worte waren längst verhallt, als Lisa bemerkte, welche Dimensionen tatsächlich dieser *Klotz* hat. Sie erinnerte sich, dass ihr Schwiegersohn Herbert einmal erzählte, dass sein Onkel Anfang 45 hier gewohnt hatte. In Hamburg war alles zerbombt, aber der alte Gustav hatte nie etwas davon erfahren dürfen; für ihn wäre das wie Fahnenflucht gewesen. Später, zu DDR-Zeiten war „das Betonerbe des Nationalsozialismus“ auf keiner Karte mehr eingezeichnet. Merkwürdig nur, dass zwei Bahnhöfe auf der „Wiese“ zu sehen waren.

„Sie werden ...“, hörte man die Stimme wieder sehr deutlich. Sie wurde von den jungen Männern in den Raum geführt.

Karl stand in seiner Uniform kerzengerade hinter kunststoffbeschichteten Holztischen, die zu einer Reihe zusammengestellt wurden. Dabei fuchtelte er mit dem rechten Zeigefinger. Lisa erschrak. Zu sehr fühlte sie sich an die vielen Auftritte Hitlers erinnert, der mit der gleichen Miene und der gleichen Art, den Finger vor anderen Leuten zu schütteln, pflegte.

„Sie werden uns doch nicht weis machen wollen, dass unsere Errungenschaften nicht maßgeblich zur Entwicklung der Demokratischen Republik Prora beitragen und beitragen werden. Um aus uns ...“ Karl begann zu schreien:

„Endlich EIN Volk zu machen. Mit GLEICHEN Idealen, GLEICHEN Voraussetzungen, sowohl in finanzieller, als auch in politischer Hinsicht. Mit GLEICHEN Bildungschancen! HABT IHR ALLE...“ Er lief rot an, hub beide Hände, jeweils zu einer Faust geballt und brüllte auf die kleine Mittfünfzigerin ein:

„DENN GAR NICHTS VERSTANDEN?“

Er setzte sich und wurde ruhiger.

„Jan-Peter, sag was!“

- „Nehmt sie mit“.

Der große schwarzhäufige Mann saß auf seinem Stuhl wie ein Richter, wie ein Vollstrecker. Die Frau wurde abgeführt.

„Ach – Wir haben Besuch??!“ Karl stand auf um seine Tante zu begrüßen.

„Du alter Sauhund! Was ziehst du hier für eine Nummer ab?“ Sie gab ihm eine schallende Ohrfeige, die sofort vier Sicherheitsleute herbeirief.

„Lasst nur“, sagte er und machte eine dieser Handbewegungen, mit der man andere Menschen wegschickt.

„Du weißt“, versuchte er sie zu beschwichtigen,

„dass wir seit einiger Zeit hier die DRP etabliert haben. Und dass wir ...“

„Etabliert?“, unterbrach ihn Lisa. „Du führst hier dein Standgericht mit ein paar armseligen Statisten!“ Dabei bewegte sie ihre Hand in Richtung der Tischreihe, hinter der Jan-Peter Druhnwal, seine Mutter Hiltrud und ein paar junge Männer Anfang Zwanzig saßen.

„Aber Tante Lisa. Du verstehst doch gar nicht, was hier in der Republik ...“

„Das interessiert mich auch einen Scheißdreck!“ Solche Worte war Karl von seiner Tante nicht gewohnt. Er nahm einen großen Schluck Wasser aus der Flasche und blickte sie neugierig an. Sein Gesicht pulsierte; man sah, wie er innerlich erregt war. Lisa fuhr fort:

„Mit 74 werde ich mich nicht wieder an eine neue DDR oder DRP, PDR, oder wie das jetzt heißt, gewöhnen. Und ins Ausland wollte ich noch nie, das weißt du.“

Sie machte eine Pause, setzte sich, schaute zu ihm hoch und sagte ganz ruhig:

„Setz dich bitte“.

Kommentarlos setzte sich Karl an den Tisch zu seiner Tante.

„Ich will nur wissen“, sagte Lisa in ganz ruhigem Ton,

„wo ihr mein Kind gelassen habt! Ich will wissen, was ihr mit Irene und Herbert gemacht habt! Wo sind sie?“

„Liebe Tante“, versuchte Karl sie zu beschwichtigen, als die große Tür aufging und eben Herbert und Irene von zwei der jungen Männer in den Uniformen in den Raum gestoßen wurden. Einer der beiden sagte: „Da. Die Nächsten!“

„Mama! Karl! Was ist das hier? Wo sind wir hier? Was habt ihr mit unserer Pensionswirtin gemacht? Die kam uns in Handschellen eben entgegen.“

Lisa stand auf, ihre Tochter kam mit Herbert auf sie zugerannt, sie umarmten sich innig. Hiltrud blieb sitzen, Karl hingegen machte irgendeine Bemerkung, mit der er seinen Schweiß auf der Stirn zu erklären versuchte, stand auf und ging aus dem Saal. Er fühlte sich fast wie ein Stück Butter in der heißen Pfanne. Anfangs ganz fest, bis Hitze und schaukelige Bewegungen ihn zwangen, seine Form zu verlieren. Dies aber wollte er wohl am liebsten allein. Noch nie konnte er seine eigenen Schwächen vor lauter Stolz selbst ertragen. Aber dann auch noch vor der eigenen Familie und in Gegenwart der Genossen? Das war unmöglich.

Herbert bemerkte, dass Karls Schergen am Hals tätowiert waren. Irgendwo hatte er dieses Motiv, ein bisschen sah es wie zwei gespiegelte Schmetterlinge aus, schon einmal gesehen. Natürlich! Es lief ihm kalt den Rücken herunter, als er sich der jungen Frau in Schwerin an der Rezeption besann. Es war also doch kein Zufall, dass die Tochter seiner Kollegin an diesem Abend nicht in dem Hotel war! Alles schien genau geplant zu sein! Warum nur?

Die Zimmer im dritten Stock sahen wohl noch genauso aus, wie Herberts Onkel es nach dem Krieg erlebt hatte. Irgendjemand hatte ein paar Betten in die Ecken gestellt. Es sah zwar nach einer Notunterkunft aus, trotzdem wussten Herbert und Irene, dass sie hier nicht nur eine Nacht würden bleiben müssen.

Herbert saß regungslos auf dem wackeligen Stuhl. Er bemühte sich, den modrigen Geruch der feuchten Wände nicht zu registrieren. Zu unwirklich sind die vergangenen Stunden, die vergangenen Tage gewesen. Es war alles fast wie in einem Traum. Was hatte Karl vor? Warum sperrte er sie hier ein? Und überhaupt? Dieser ganze Quatsch mit der neuen Republik – die Grenze – Wachen... Herbert dröhnte der Kopf. Ja, er hatte das Gefühl, mit Irene zu zanken, ohne ein einziges Wort zu verlieren. Sie schrien einander schweigend an.

Immer wieder dachte Herbert, während er in dem schäbigen Waschbecken in der Zimmerecke sich frisch zu machen versuchte, doch die alten Geschichten zwischen Karl und seiner Frau auf sich beruhen zu lassen. Aber als er Karl nun gegenüberstand, kochte alles wieder in ihm auf.

Irene war unterdessen damit beschäftigt, die Betten herzurichten. Sie war es immer gewohnt, sich anderen Begebenheiten anzupassen. Und die Tatsache, dass Karl sich irgendwo in der Nähe befinden musste, gab ihr neue Kraft. Einerseits wusste sie um die verworrene politische Situation – schließlich war sie damals aus genau diesem Staat geflohen; andererseits glaubte sie in ihrem geliebten Cousin den Staatsmann schlechthin entdeckt zu haben.

Die Nacht verlief ruhig. Einige Zeit lauschten Faßreiters noch dem Meeresrauschen und versuchten, mit alten Geschichten die Gegenwart zu verdrängen. Irgendwann nach Mitternacht schliefen sie dann endlich ein.

am nächsten Morgen um 7:00 Uhr

„Herbert und Irene Puvogel?!“ Die Tür wurde aufgestoßen. Hinter dem jungen Mann in Uniform stand »Der Ober«. Ehe Herbert ob der Anrede auf seinen Nachnamen hatte protestieren können, knuffte seine Frau in seine Hüfte und lächelte den großen, schwarzhaarigen Mann an:

„Hallo, Herr Druhnwal. Dass wir uns hier wieder sehen.“

„Ihr Gepäck!“ Der kräftige Mann trat beiseite, um zwei jungen Burschen mit Faßreiters Koffern und Taschen Platz zu machen.

Es war ein schöner, spätsommerlicher Tag; die Sonne schien über die Kronen der alten Kiefern, die die „Schmale Heide“ zur Landseite prägten.

Spaziergänge am Strand waren erlaubt, zur Landseite hin nicht. Immer wieder dachte Irene an Karl, hoffte ihn irgendwo zu entdecken. Aber alles, was sie sah waren Lkw. Es waren an diesem Tag wohl einige Dutzend, die sie bemerkte. Männer, die Kisten entluden und einander gegenseitig Weisungen erteilten. Es schien, als sollte dieser Betonklotz, dessen Architekt tatsächlich Klotz hieß, Karls Machtzentrum werden. Der Gedanke daran ergriff sie mit Schaudern, gepaart mit etwas faszinierter Erregung. Herbert wollte allein bleiben. Es saß irgendwo am Strand, sehnsuchtsvoll die Blicke übers Meer schweifend, während Irene sich von diesem 4 Kilometer langen Gebäude und dem Treiben der Kisten schleppenden Männer faszinieren ließ.

Lisa wollte gerade zu ihren Rosen in den Garten, als ihr Mann Paul ihr die Zeitung in die Hand drückte:

„Endlich Freundschaft! Grenzkontrollen zwischen DRP und Polen aufgehoben!“ stand in großen Lettern auf der Titelseite. Als sie die Zeitung aufklappte, um den Bericht zu lesen, schaute sie auf das Bild unten auf der ersten Seite:

„Hauptstadt Prora bekommt neue Kaianlage“. Darüber ein Bild des Gebäudes, in dem sie gestern von ihrer Tochter getrennt worden war. Dann ein kurzer Bericht über feste Fährverbindungen zwischen Prora und Stettin, und dass in Warnemünde 14 Schiffe für den Pendelverkehr gebaut werden sollten. „Glück durch Freundschaft“ nannte sich das Projekt.

Wütend knallte Lisa die Zeitung in den Sessel, sagte laut: „Na – und das größte Schiff heißt dann wohl »Wilhelm Gustloff«!“ Sie knallte die Terrassentür hinter sich zu und suchte Ruhe bei ihren Rosen.

Die Arbeiten auf der Insel nahmen unterdessen Formen an: gewaltige Schwimmkräne begannen, die Kaianlage neu zu errichten. 700 Meter weit ins Meer sollte sie ragen, wenn sie fertiggestellt war.

Herbert und Irene hatten inzwischen verschiedene Quartiere bezogen. Sie waren nicht die einzigen Gefangenen in dem Komplex; etwa fünfzig andere Leute waren dort, darunter auch die ehemalige Pensionswirtin. Sie wurden nicht schlecht behandelt, aber gefangen waren sie eben doch. Die Quartiere richteten sich nach den einzelnen Arbeitsgruppen; Leute, die beispielsweise als Handwerker den neuen Kinosaal einrichten mussten, hatten dort auch ihr Quartier. Auf Eheleute wurde dabei keine Rücksicht genommen.

Herbert war damit zufrieden, er war mit der Lagerhaltung von Lebensmitteln beschäftigt. Irene, die als Serviererin im Casino möglichst oft den Kontakt zu Karl suchte, war fasziniert vom Aufbau der neuen Diktatur. Sie wusste nicht, wie es im Land aussah; sie war nur begeistert, was alles für Prora getan wurde.

Die wirkliche Liebe hatte Herbert zu seiner Frau jedoch nicht verloren. Oft saß er abends allein vor dem offenen Fenster, lauschte dem Meeresrauschen und malte sich aus, wie seine Frau gerade Karl und seinen Schergen im Casino schöne Augen machte. Und das im gleichen Gebäudekomplex, wenn auch über zwei Kilometer entfernt. Es waren viele Abende, die Herbert, körperlich meist erschöpft und oft den Tränen nahe, an diesem klapperigen Holzfenster saß, dessen einstiger Lack aussah wie angetrocknete Schulkreide auf einer viel zu brüchig gewordenen Tafel. Er dachte oft an den „kleinen Pilzkopf“ und an die paar glücklichen Tage in Binz, ein paar Kilometer südlich von Prora. Sehnte sich nach all diesen Zeiten zurück, sehnte sich nach Irene und nach der Freiheit. Und an dem Abend, als er erstmals eins der neuen Schiffe auslaufen sah, hoffte er, irgendwann dort mit an Bord zu sein.

Stettin, ja Stettin wäre eine Lösung. Von dort musste doch eine Flucht möglich sein!

KAPITEL 8

Donnerstag, der 17. März 1994

„Wie oft fahren die Schiffe nun nach Stettin?“, fragte Irene den schmucken Offizier, der an der vorderen Fensterfront stand und seinen Blick kühl über das Meer schweifen ließ. Alle fünfhundert Meter ragte ein etwa 80 Meter langer, viergeschossiger Bau über den Strand; gebaut auf einer Art „Wellenbrecher“ aus Beton und Klinkersteinen. Am Kopfende glichen die Gebäude ein wenig dem Heck eines Omnibusses aus den frühen 50-ern; halbrund mit gebogenen Scheiben in weißen Holzfenstern.

Der Offizier gab keine Antwort, drehte sich zum nächsten Fenster und tat so, als hätte er Irene nicht gesehen.

Irene war verärgert. Karl hatte sie schon mehrere Wochen nicht gesehen; glaubte sie doch, Privilegien zu haben. Doch davon hatte sie nicht viel merken können. Stattdessen immer wieder Order, den dunkelblauen Teppichboden zu saugen, der die Casinoräume schmückte.

„Viermal täglich! Um 8:00, 10:00, 14:00 und 18:00 Uhr!“ Karl trug einen hellblauen Anzug mit einem hellgelben Hemd.

Bei seinem Anblick in diesen Sachen hätte Irene schreien mögen, wenn sie sich nicht so über seine Anwesenheit gefreut hätte. Sofort lief sie auf ihn zu, um ihn zu umarmen.

„Frau Puvogel! Bitte ...“ Karl wehrte sich gegen die spontane Begrüßung seiner Cousine.

„Kommen Sie mit mir“, sagte er in freundlichem, aber bestimmenden Ton.

Ein paar hundert Meter weiter kamen sie in einen der Bauten, die über den Strand ragten. Im vierten Geschoss war ein Besprechungszimmer, in dessen Nähe Irene Karls Privaträume vermutete. Auf dem Weg dorthin öffnete Karl mit zwei verschiedenen Schlüsseln fünf verschlossene Türen.

Der Blick über die Ostsee war fabelhaft. Der Trakt lag fast in der Mitte des ganzen Komplexes: die Kaianlage, die große Festhalle und natürlich die anderen Gebäude der leicht gebogen angelegten Architektur. Die Decke des Sitzungsraumes war fast so hoch wie im Casino, mindestens vier Meter hoch. Der Raum lag offensichtlich genau an der Gebäudespitze, die nur aus Glaswänden bestand. Im Gegensatz zu den anderen, baugleichen Komplexen war dieser Raum mit Panzerglas ausgestattet. Es war leicht stickig. Wahrscheinlich ließen die Fenster sich nicht öffnen, und vielleicht war die Klimaanlage wieder einmal kaputt.

Aus schweren, dunklem Holz waren schlichte Möbel gebaut worden. Ein großer Sitzungstisch mit vielleicht 25 Stühlen, Regale, verschiedene kleinere Tische und eine Art Thron. In der rechten, hinteren Ecke des etwa 60 Quadratmeter großen Raumes, der mit schlichtem, grauen Teppichboden ausgelegt war, sah man einen großer Ledersessel, etwas erhöht und offensichtlich fest eingebaut. Links und rechts der beiden Armlehnen konnte man ein paar Armaturen, einen kleinen Bildschirm, sowie mehrere Telefone erkennen.

Irene war sich sicher: dies musste die Kommandozentrale sein, der Regierungssitz, Karls Machtzentrum.

„Setz dich.“ Etwa in der Mitte der rechten Fensterreihe stand ein kleiner, runder Tisch mit zwei schlichten, aber sehr bequemen Sesseln. Irene nahm auf dem hinteren Sessel Platz – so, dass sie sich um 180° hätte drehen müssen, um den „Thron“ weiter in Augenschein zu nehmen. Aber angesichts der Atmosphäre war sie sprachlos und hätte auch nicht gewusst, welche Frage sie zuerst hätte stellen wollen.

Karl stand auf, zog sein Sakko aus und hängte es auf einen der Stühle an dem großen Sitzungstisch. Irene versuchte zu lächeln, als Karl sich wieder setzte.

„Ich will's knapp machen.“ Karls Mine war ernst. Das letzte Mal hatte sie ihn so in Berlin gesehen, als sie sich heimlich in der Kneipe am Kudamm getroffen hatten. Karl stand wieder auf, blickte zum Fenster hinaus und seufzte. Dann blickte er Irene ernst an, stellte sich vor den Tisch, sich mit jeweils drei gestreckten Fingern auf der Tischplatte abstützend:

„Ihr müsst weg.“

- „Weg?“

- „Ja. Du weißt, dass das mit uns hier niemand wissen darf! Ich verstehe nicht, wie du dich eben so hast gehen lassen können.“

-„Aber Karl! Ich wollte doch ...“

„Aber Karl!“, unterbrach er sie,

„merkst du denn gar nicht, was hier vor sich geht?“ Er stand wieder auf, ging nervös die Fensterreihe auf und ab, seine Hände in den Hosentaschen vergrabend.

„Der Rat ist nicht immer auf meiner Seite!“

„Der Rat?“ Irene wusste nicht, wovon er sprach.

„Ja – DER RAT! Du wolltest ja damals nicht dabei sein, als ich dich in Berlin gebeten hatte. Dann sähe es für uns heute vielleicht etwas besser aus!“

„Karl, ich weiß nicht, wovon du sprichst. Aber wo wir gerade beim Thema sind: Wo ist eigentlich Herbert?“ Irene stand ebenfalls auf, ging auf Karl zu, griff ihn beim Arm, nahm ihn ein Stück zur Seite und sagte ganz ruhig:

„Wenn du uns hier gemeinsam gehen lässt, wird nie jemand etwas erfahren!“

„Ach! Drohen willst du mir?“ Er machte eins dieser oft trainierten Gesichter mit dem süffisanten Grinsen.

„Karl, ich will dir nicht drohen. Wir haben nur gemeinsame Interessen.“ Irene schien selbstsicher, wie nie.

„Morgen um 6:30 Uhr geht ein Schiff nach Stettin. Dein Mann ist bereits informiert. Und nun geh!“

Herbert war wie gelähmt, als er am Vorabend die Nachricht erhielt. Über ein halbes Jahr war es her, dass sie hier hergekommen waren – über ein Vierteljahr war es her, dass er seine Irene das letzte Mal gesehen hatte. Oft hatte er an Flucht gedacht. Irgendwie als Maschinist, Koch oder irgendetwas an Bord einer dieser Schiffe zu kommen. Stettin war der einzige Zielhafen – längst verbündet mit der DRP. Aber vielleicht nicht so gut kontrolliert; Herbert hatte sich oft Gedanken gemacht, diesen schweren Weg mit oder ohne Irene zu gehen.

am nächsten Morgen, 5:50 Uhr

Es war wieder eine dieser alten Wolga-Limousinen, die Herbert zur Kaianlage brachte. Der einzige Koffer war spärlich bestückt; ein paar Wäschestücke, zwei Paar Schuhe. Seine schwarze Cordhose hatte er angezogen; er meinte, dass sie noch immer gut aussähe.

Auf dem Schiff waren noch etwa zwölf Andere; Irene und Herbert umarmten sich schweigend, als sie sich trafen.

Man soll die Explosion noch bis Prora gehört haben, obwohl das Schiff schon hinter Usedom war. Erst dreieinhalb Jahre später – die „Demokratische Republik Prora“ war längst zerbrochen, hat man die Leichen geborgen und nach Stettin überführt. Das Plätschern des Boddens – Irene Faßreiter hatte es nie wieder gehört.